

## Aus den Aufzeichnungen von Pfarrer Daniel Kraus 1786-1846

Autor(en): Paul Meyer-Lieb

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1910

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/f2a1874f-32ef-40de-b593-d0aa4a26987d>

### Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>



Aus den  
**Aufzeichnungen von Pfarrer Daniel Kraus**  
1786—1846.

Erster Teil.

Mitgeteilt von Paul Meyer.

**Zur Einleitung.**

Mein Großvater, Pfarrer Daniel Kraus zu St. Leonhard in Basel (geb. 16. September 1786, gest. 5. Juli 1846), hat in zweierlei Redaktionen Aufzeichnungen über sein Leben hinterlassen. Als Vorlage für diese Aufzeichnungen diente ihm ein Tagebuch, dem er nach der Sitte seiner Zeit die intimsten Herzensangelegenheiten, den Ausdruck jeder Stimmung, sein ganzes lebhaftes, mitunter auch leidenschaftliches Denken und Fühlen und nicht zuletzt auch die Erlebnisse des Tages anzuvertrauen pflegte. Doch hat er diese Originalvorlage selber schon frühe vernichtet in der gewiß zutreffenden Erwägung, daß der rückhaltlos offene Ton, in welchem er sich über Menschen und Dinge in Politik, Freundschaft und Verwandtschaft gewohnt war gehen zu lassen, bei der sehr temperamentvollen Ausdrucksweise ihres Verfassers bei den Lesern des Tagebuches gelegentlich würde Anstoß erregt haben.

Was uns noch vorliegt, ist also bereits gesteht, ob schon auch in den Umarbeitungen des Tagebuches Kraus die Sprache zu allem eher gebraucht, als dazu, seine Gedanken zu verbergen, und liegt uns teilweise in zwiefacher Redaktion vor,

So daß wir uns theils an die „Auszüge aus meinem Tagebuch“ halten, die mit dem Geburtsjahr ihres Verfassers beginnen und sich bis in den Juli 1833 erstrecken, wo sie mitten in einer Schweizerreise abbrechen, theils aber an den erst mit Juni 1803 einsetzenden und mit Dezember 1815 abschließenden, ausführlicher gehaltenen „Commentar zu meinem Almanach“, der die erstgenannten Auszüge im einzelnen ausführt und zu abgeschlossenen, mit Überschriften versehenen Abschnitten erweitert.

Ein fertiges und in sich abgerundetes Zeitbild wird niemand von einem Tagebuch verlangen; hier tritt uns vielmehr der Gang der Welt und der persönlichen Erlebnisse nur so vor Augen, wie er sich in den Augen des Einzelnen spiegelt, und da dieser Einzelne selber kleinen und sehr einfachen Verhältnissen entstammt, so erscheint auch das Bild, das er uns vorführt, vielfach begrenzt. In dieser seiner Begrenztheit wird es auch dem politischen Werden während der Revolution am Ende des 18. und im 19. Jahrhundert nicht immer gerecht, indem es über den Bluttaten der französischen Terreur und den verwerflichen Kampfmitteln der schweizerischen Revolutionsmänner die Keime des vielen Guten, aus denen in Sturm und Drang eine neue Zeit heranwuchs, oft übersah. So bietet uns der Verfasser Auschnitte aus dem damaligen Leben, von dem Milieu aus betrachtet, in welchem er aufwuchs. Unter allen Umständen aber besitzen sie ihren kulturhistorischen Wert, entrollen sie uns doch ein interessantes Stück der vaterländischen Geschichte, auch wohl eine Partie kleinbürgerlichen Lebens; namentlich aber erhalten wir wertvolle Einblicke in den Werdegang eines jungen, ausschließlich auf die damals recht verwahrlosten höhern Bildungsanstalten der Vaterstadt angewiesenen Baslers. Unsere Aufzeichnungen lassen uns teilnehmen an der Begeisterung des jungen Mannes für Wissenschaft und der von ihm selbst mit Erfolg gepflegten Dichtkunst, für Natur und Landleben, und sie führen uns ein in sein überaus gemüthvolles Familienleben und lehren uns

endlich eine reich und vielseitig gepflegte Freundschaft ganz im Sinne jener mondscheinseligen, in ihrem überschwenglichen Gefühlleben schnell begeisterten und zu Tränen gerührten Epoche kennen, für die wir Modernen kaum das richtige Verständnis besitzen. Und dann begleiten wir den jungen Pfarrherrn durch sein mit jugendlichem Eifer und unermüdlicher Gewissenhaftigkeit besorgtes Amt und sind auch Zeugen der Feldzüge des Gottes Amor, in die der sehr jugendliche Theologe bald nolens, bald volens hineingezogen wurde. Zu alledem kommt noch, daß die mitgetheilten Ereignisse sich vom Hintergrund einer großen, in das tägliche Leben des damaligen Basels oft genug tief einschneidenden Zeit kräftig abheben.

Was hier geboten wird, ist eine Auswahl; denn nicht alles in Krausens Aufzeichnungen, die ja niemals im Gedanken an eine spätere Veröffentlichung verfaßt wurden, eignet sich zum Druck, weil es z. T. nicht mehr genug Interesse bietet, z. T. auch manche Intimitäten aus Familie und Freundschaft betrifft, die nicht an die Öffentlichkeit gehören. Die hie und da vom Herausgeber in den Text eingeflochtenen Erläuterungen sind an den eckigen Klammern kenntlich.

---

## Aus den Aufzeichnungen von Pfarrer Daniel Kraus

(1786—1846).

1789. Die älteste Begebenheit, welcher ich mich erinnere, ist der sogenannte Judenkrieg, wo die Sundgauer Bauern Basel anzuzünden drohten, und überhaupt der Ausbruch der französischen Revolution im Sommer 1789.

1792. In diesem Sommer kamen die ersten Eidsgenössischen Contingentstruppen (Zuzüger) nach Basel. Es ist gewiß ein schöner, rührender Anblick — ein Corps solcher Truppen zu sehen, Eid- und Bundesgenössische Brüder, die ihre friedlichen Häuser verlassen haben, um der fernen, bedrängten Bundesstadt zu Hülfe zu ziehen. Auf mich, der ich ohnehin gern

jede Uniform sah, machte es einen ganz besondern Eindruck, ich glaubte, nun könne Basel allen Mächten trotzen, und war stolz darauf, wenn mich der Soldat aus unserm Quartier, ein junger Solothurner, mit spazieren nahm.

1793. Unvergeßlich bleibt mir der Auftritt, als uns mein Vater den Tod Ludwigs XVI. vorlas. Am Fenster stand er, das Zeitungsblatt in der Hand, und konnte vor Thränen beinahe nicht lesen. Meine Mutter saß auf einem Sessel und weinte, und wir weinten mit, ohne zu wissen, warum? Von da an fing ein Unwille gegen die französische Nation in mir an zu glimmen, der nie aufhörte.

Um diese Zeit war die große Theuerung im Getreide, weil alle benachbarten Länder den Paß sperrten. Mein Vater hatte durchaus kein Vermögen und damahls noch [als Gemeinshelfer] ein sehr geringes Einkommen. Oft weinte er in unserer Mitte des Abends, wenn er müde um 7 Uhr (denn von 8 Uhr des Morgens bis Abends um 7 Uhr gab er [Privat-]Lektionen) heimkam<sup>1)</sup>, und prophezehte uns, es werde noch dazu kommen, daß er uns kein Brot mehr geben könne; aber so lange ich noch ein Stücklein hatte, war mirs nicht bange. Eines Morgens sagte er zu meiner Mutter: da hast du jetzt den letzten Neuthaler, den ich im Vermögen habe; als sie aber weinte, antwortete er: nur ruhig! heute geht gewiß etwas ein, es muß à la Stilling gehen. Und so wars. Ich aber nahm aus meines Vaters Bibliothek das Büchlein dieses Namens, in welchem wir oft die Titeltupfer gesehen hatten, und las so alle vier Theile von Stillings Leben, die damahls heraus waren, nach einander.

1796. Nachdem ich, was eben keine große Kunst war, in der Baarfüßerschule einige Prämia erhalten hatte, kam ich auf Ostern 1796 in die damahlige siebente Classe des Gymnasii. Es war damahls noch im Gymnasio ganz die alte Einrichtung, d. h. in jeder Classe war permanent nur einer und immer derselbe

---

<sup>1)</sup> Von 1801 an war er auch Lehrer am Gymnasium; er starb 1814.

Lehrer, und dociert ward beynahe nichts als Latein, das andere bloß in einigen Stunden. Herr Mag. Stähelin war damahls Lehrer der siebten Classe, ein strenger Mann, sehr nach dem Schlandrian, und der seinen Scholaren das Lateinische wirklich selbst verhaßt machte, ich wenigstens wußte damahls nicht, daß es ein anderes Leiden auf der Welt gebe, als das Lateinlernen, und mein Vater lehrte michs obendrein auch zu Hause noch oft mit der Lineal in der Hand.

Besonders freute mich, und stets werde ich ihrer mit dankbarer Rührung gedenken, die Liebe, die mir der damahlige Präsident der Schulkommission, der nachherige helvetische Director Degrand schenkte; ich hatte aber in der Schule immer das Lob eines fleißigen, stillen Knaben, und trug aus jeder Schulprüfung einige Prämia mit heim. Ganz anders wars auf der Gasse. Meine Cameraden waren erzwilde Gassenbuben, und ich suchte ihnen auch darin den Rang abzulaufen. Nicht nur war ich bei allen Knabenspielen, besonders den Ballspielen, worin ich Meister war, einer der ersten, sondern auch, wenns galt, irgendwo ein Fenster einzuwerfen, oder jemand etwas nachzuschreyen, oder mich herumzubalgen, war ich dabey, und brachte alle Abende eine zerrissene Tacke nach Haus.

1799. Die Schweizer Revolution war ausgebrochen, und mit ihr erwachte in mir ein brennendes Freyheitsgefühl; ich war ein entschiedener junger Feind der Revolution und konnte es nicht ertragen, daß man den Bernern nicht zu Hülfe eilte und den Bauern nicht die Thore schloß. Als die Franzosen kamen, war ich vollends wie rasend und jubelte wieder, als sie im Jahr 1799 von Erzherzog Karl geschlagen wurden. Mein Franzosenhaß hätte mir aber einmal übel bekommen können. Wir spielten auf dem St. Petersplaz „Stöcklein“. Der französische General Souham<sup>2)</sup> kam mit 2 Franzöfinnen am Arm gegen uns; schon öfters hatte er uns bey unsern Spielen

<sup>2)</sup> General Souham (1760—1837) aus dem Limousin, ein kühner Haudegen; war 1796 Divisionsgeneral in Moreaus Rheinarmee.

etwas in den Weg gelegt, jetzt schmiß er uns unser Stöcklein um; ich ward böse und rief ihm: Polisson! und zugleich warf ich gegen ihn mit einem Stein, der aber statt ihn die eine Französin auf die Stirn traf. Sie schrie, und er in vollem Zorn rief der französischen Zeughauswache. Gleich besetzten einige Soldaten die Ausgänge des Platzes, und andere sollten mich fangen. Meine Cameraden riefen: lauf! und ich lief durch den einzigen noch offenen Ausgang über die Schanze, meine Cameraden mit mir, aber vertheilten sich auf verschiedenen Wegen. Die Franzosen ließen sie laufen und liefen nur mir nach. Über die große Schanze erreichten sie mich nicht, bei der Lottergasse [Spitalstraße] lief ich rechts um die Ecke den Berg hinunter, und weil ich ihnen jetzt aus den Augen war, so sprang ich mit Gefahr in eine tiefe Mistgrube hinunter, wo ich verborgen war. Ich hörte die Suchenden vorbeilaufen und den Troß von Buben hintendrein; dort vermuthete mich niemand. Als schon alles still ward, wagte ich mich noch nicht hinaus. Erst bey der Dämmerung versuchte ich hinaufzusteigen; es war mir aber viel zu hoch, ich konnte kein Bord erreichen. Nun beigte ich mit vieler Mühe den Mist auf einander, half mir so hinaus und kam endlich spät durch alle möglichen Nebengäßlein wieder heim zu meinen bekümmerten Eltern. Meine Cameraden waren so ehrlich, mich nicht zu verrathen, es blieb bey der Seelenangst.

In der Schule hatten wir die ganze Revolutionszeit über beständige Kriege, zwey Partheyen gegen einander, wie im ganzen Vaterlande, die schweizerische und die helvetische. Oft kams zu Treffen, und wir schlugen uns so erbittert, wie die Oestreicher und Franzosen im Felde. Diese Redereyen wurden noch dadurch befördert, daß kein Rector da war, und seine Wohnung unbewohnt. So überließ die Schul-Commission mir als dem Ersten der obersten Classe den Classenschlüssel, und wenn um 4 Uhr die Präzeptoren und Scholaren fort waren, so kehrten etwa 10 wieder um, ich ließ offen, und wir schlugen uns oft bis 6 Uhr Abends durch alle Classen hindurch.

So auf unsern Plätzen Quartierweise. Nun machten wir Spahlemer (die Wendéer geheißén) eine Schanze im Werkhofe, schlugen ein Lager auf, wo wir selbst übernachteten, und ich ward, weil ich am besten exercieren konnte, zum Wendéerhauptmann ernannt.

1800. Ungefähr um die gleiche Zeit fing ich an zu dichten. Ein Lied auf den Frieden war mein erster Versuch. Obschon es beynähe ganz aus Lavater gestohlen ist, so überredete ich mich doch selbst, ich habe es gemacht.

Im Winter 1800 besuchte ich zum ersten Mahle die Comödie. Weil mir mein Vater dazu kein Geld geben wollte, so schämte ich mich als Philos. Studiosus doch nicht, nur um hineinzukommen, dem Bassisten seine Baßgeige auf dem Rücken hinein zu tragen. Die Verwandtschaften von Kozebue wurden aufgeführt; es affizierte mich so, daß ich von dem an nichts als Comödie im Sinne hatte, ich lief jedem Schauspieler und jeder Schauspielerin nach und hatte eine größere Freude, einen zu sehen, als die Basler einst hatten, den deutschen Kaiser Joseph zu sehen. Mein sehnlichster Wunsch war damahls, ein Comödiant zu werden, und ich hätte alles um dessen Realisierung gegeben. Abälino war mir alles, und ich stellte mich auf jede Straße, wo ich wußte, daß sein Verfasser, der damahlige hiesige Regierungsstatthalter Zschokke vorbeiging. Ich schrieb ein Trauerspiel, in welchem 4 Personen und ein Geist vorkamen. Der Vater erstach sich, eine Tochter vergiftete sich, eine wurde wahnsinnig, und eine Person blieb am Leben.

1801. Schillers Gedichte kaufte ich in diesem Sommer, verbarg sie aber aus Furcht vor meinem Vater, der mir das Bücherkaufen noch verbothén hatte, in meinem Pulte. Sie waren aber meine tägliche Lektüre. Hätte ich Schiller damals sehen können, ich hätte keinen Weg gescheut. Das liebste seiner Gedichte war und blieb mir das Lied von der Glocke.

Im Winter dieses Jahres wurde der berühmte Schweizerheld Moys Reding von seiner Pariserreise hier erwartet

und ihm ein Triumphbogen errichtet. Dem patriotischen Knaben war das ein Fest ohne seinesgleichen. Reding war mein einziges Gespräch; ich lief ihm vors Thor entgegen, wollte helfen, ihm die Pferde ausspannen und seinen Wagen ziehen, und siehe — da man ihn stündlich erwartete, kam die Nachricht, er sey auf einem andern Wege schon in Bern angelangt. Welcher Verdruß!

1802. Nach Ostern dieses Jahres ward ich — wer war wohl glücklicher? — Philosophiae Laureatus, ohne viel mehr zu wissen, als 2 Jahre vorher; denn die examina konnte jeder Knabe bestehen. Im Sommer desselben Jahres errichtete ich mit Duttringshausen<sup>3)</sup>, Segiser<sup>4)</sup>, Burckhardt<sup>5)</sup>, mit dem ich schon früher bekannt, aber bisher nie sein Freund war, und Eßlin<sup>6)</sup> wieder eine freundschaftliche Societät. Wir glaubten Wunder! welchen Nutzen wir, und der ganze Staat davon haben würde! Sie war aber weiter nichts als ein Tummelplatz kindischer Leidenschaften, jedoch nicht ohne Nutzen, wie denn nichts ohne Nutzen ist, das aus redlicher Absicht kommt.

Zum ersten Mahle in diesem Sommer lernte ich, und dieser Eindruck bleibt mir unvergeßlich, das Landleben kennen: Ich war eine Woche lang mit Segiser bei H. Pfr. Gemüller in Rothenflue. Als wir wieder zurück kamen, ereignete sich diejenige politische Begebenheit, die unter allen den heftigsten Eindruck auf mich machte. Es war die große eidsgenössische Insurrektion unter Alons Reding gegen die helvetische Regierung. Täglich waren wir Freunde bey allen Vorfällen, täglich stand ich mit Simon LaRoche<sup>7)</sup>, Stüdelberger<sup>8)</sup> und Bischoff<sup>9)</sup>, die ich

---

<sup>3)</sup> Cand. theol. <sup>4)</sup> Mag. J. Heinr. Segiser, Organist zu St. Leonhard, 1784—1846. <sup>5)</sup> Antistes Jakob Burckhardt, 1785—1858. <sup>6)</sup> Jak. Friedr. Eßlin, Pfarrer in Rothenfluh und Basel, 1786—1861. <sup>7)</sup> Pfarrer zu St. Peter, gest. 1861. <sup>8)</sup> Karl Ulrich Stüdelberger, 1783—1851, Pfarrer in Reigoldswil und an der Strafanstalt Basel. <sup>9)</sup> J. J. Bischoff, 1785—1864, Pfarrer im Bernbiet, in Muttenz und zu St. Theodor.

hier kennen lernte, vor dem Rathhause, wir lärmten trotz den wildesten Fraktionsmännern und wollten durchaus gegen die helvetische Regierung ins Feld. Mit Einsperren mußten uns unsre Eltern drohen, und als die famöse Bonapartistische Proclamation erschien, drangen wir mit einem Schneider an der Spitze ins Rathhaus hinauf, schrien, man müsse sich wehren gegen die Franzosen, und als diese hernach einrückten, waren wir wie Rasende; ich trug von nun an eine weiß und schwarze Schnur auf dem Hute, die mir eine Freundin meiner ältern Schwester verehrt hatte.

1803. Den 2ten Junius des Jahres 1803 war einer der schönsten und gesegnetsten Tage meines Lebens, der Tag, welchem ich eigentlich beynahе Euch alle, meine theuren Freunde! verdanke. Es war Magisterpromotion; ich hielt als promovirter Laureat eine Rede über die großmüthigen Belagerten in Solothurn.

Es war der Zeitpunkt der eben wieder auflebenden Vaterlandsiebe, ich arbeitete und redete also mit vieler Wärme. Das gewann mir die Herzen Stückelbergers und Bischoffs. Sie wurden als Magister promoviert, und aus Vorliebe wegen meiner Rede thaten sie dem jungen Laureaten die Ehre an, mich auf den Nachmittag zu einem Spaziergange einzuladen. Wir gingen nach St. Jakob, und dort im Angesichte des heiligen Kirchhofes, wo die Heldenväter ruhmvollen Todes starben, brachten sie mir beyde das erste Glas auf du und du zu. Dieser Freundschaftsbund, obgleich beym Weine geschlossen, zerriß nie mehr und verschaffte mir fast alle meine übrigen Freunde. [Die nun folgenden Überschriften sind dem mit 1803 einsetzenden „Commentar zu meinem Almanach“ entnommen.]

1804. Erste Bekanntschaft mit Schenkel.<sup>10)</sup> Gar vieles hatte ich von Stückelberger und Bischoff von dem wunderbaren Bäckerjungen in Schaffhausen gehört, der vor

---

<sup>10)</sup> Joh. Jak. Schenkel von Schaffhausen, später Krausens Schwager, Pfarrer in Hallau, gest. 1828, Vater des bekannten Theologen Daniel Schenkel in Heidelberg.

dem Backtrog in dem zu knetenden Teige den Taft zu Versen schlug, und dem die Musen vor dem Backofen erscheinen. Mit dem innigsten Wohlbehagen hatte ich einige seiner Gedichte gelesen. Nun begleitete er seinen jüngern Bruder, welcher nach Neuwied verreiste, hieher, und ich ward zu ihm eingeladen. Bischoff führte mich bey ihm ein, und obgleich mir die Stunde immer wichtig bleiben wird, so ergözt mich daneben doch immer noch die pedantische Manier, wie wir beyde — jeder mit dem Gedanken: wir 2 große Männer!! — uns empfangen, und jeder dem andern sein novissimum carmen recitierte, als ob Schiller und Göthe bei einander wären.

1804. Societät der freundschaftlichen Aus-  
bildung. Stückelberger, Bischoff, Segiser, Luttringshausen und ich hatten diese Gesellschaft zu wissenschaftlicher und vorzüglich freundschaftlicher Aus-  
bildung gestiftet, in welcher regelmäßig Arbeiten eingeliefert und freundschaftlich recensirt, über Gegenstände aller wissenschaftlichen Fächer, mit Ausnahme der Theologie, geredt und disputirt und Preisfragen beantwortet werden sollten. Es ward das Fundamentalgesetz gemacht, daß niemand aufgenommen werde, der nicht aller Mitglieder wirklicher Freund sey. Stückelberger als erster Präsident eröffnete die Sitzung mit einer herzlichen Rede. In der Folge traten Burckhardt, Schenkel, Schieß<sup>11)</sup>, Simmler<sup>12)</sup>, Sprüngli<sup>13)</sup>, Zollikoffer<sup>14)</sup> und Kumpf<sup>15)</sup> der Gesellschaft bey, und es ist gewiß keiner unter uns, der dieser Gesellschaft nicht wissenschaftliche Bildung und vorzüglich auch die innigste freundschaftliche Verbindung verdankt, welche die meisten unter uns noch jetzt in reifern Jahren beglückt. — 1805. Es war ein Jahr verflossen, seit sich die Gesellschaft errichtet hatte. Der Tag sollte mit feyerlichem Akt und Mahl-

---

<sup>11)</sup> Adrian Schieß, Pfarrer in Wald im Appenzell, Vater des nachmal. eidg. Kanzlers. <sup>12)</sup> Joh. Kaspar Simmler, Pfarrer in Trüllikon. <sup>13)</sup> Nikolaus Sprüngli, Kaufmann, gest. 1830. <sup>14)</sup> David Zollikoffer, Kaufmann von St. Gallen, Krausens Schwager. <sup>15)</sup> Christoph Kumpf, geb. 1782, Antiquar.

zeit begangen werden; so war es schon lange beschlossen. Aufsätze, Gesellschaftslied, Mahlzeit war bereit, als Stüdelbergers Vater plötzlich seinem Sohn verboth, weil es Himmelfahrtstag war, vor geendigter Abendpredigt dabei zu erscheinen. Wir richteten also die ganze Handlung erst auf 4 Uhr ein. Bischoff und ich fanden aber, daß wir in der Kirche wenig Andacht haben würden, gingen deswegen gleich Nachmittags fort, Luttringshausen entgegen, welcher seit Frühlings Anfang Hauslehrer in Riehen war, und gingen dann mit ihm zum Spahlenthor hinaus, wo wir auf der Schützenmatte bis nach vollendetem Gottesdienste unter einem offenen Zeigerhüttchen vor dem Regen Zuflucht suchten. Nach 4 Uhr gingen wir den übrigen entgegen, und dann mit einander fröhlich in ein kleines Rebhäuschen auf Burckhardts Landgut. Ich hielt als Präsident mit einem Herzen voll der glühendsten Freundschaft eine Rede, wir erneuerten Bundesgelübde und Handschlag, betheten für unsern Bund, es wurden noch einige Aufsätze gelesen und mit vielem Wohlgefallen gehört, und endlich setzte man sich ans fröhliche Mahl, das von allem steifen Ton eben so entfernt war, als von Ausgelassenheit: Gesungen wurden alle unsre fröhlichen Lieder, unter welchem neben dem Gaudeamus Claudius: Auf und trinkt! und Schillers Freude immer obenan standen. Auf einmal trat aus den düstern Regenwolken freundlich die Sonne hervor, uns, sich neigend, noch zu grüßen. Der erwünschteste Moment, Bischoffs herrliches Bundeslied, das er gerade für den Augenblick des Sonnenuntergangs gedichtet hatte, mit der höchsten Begeisterung zu singen. Wir waren alle so glücklich durch die Freundschaft — Stüdelberger rief: er feyre den schönsten Tag seines Lebens.

1804. B e r u f s q u a l e n. In einer andern Hinsicht ist diese Zeit für mich sehr merkwürdig. Es war eine rechte Zeit des Kampfes. Seit Ausbruch der Schweizerrevolution war der militärische Geist in mir erwacht. Ich hatte als Knabe exerciren gelernt, und als nachher die Leseepoche gekommen war, auch militärische Schriften mit besonderem Interesse ge-

lesen, dabei ganz im Stillen, aber ohne alle Methode und Ordnung, Versuche zu Festungen etc. entworfen. Der militärische Geist, der um diese Zeit aus Anlaß der Zürcherunruhen<sup>16)</sup> neu erwachte, Bischoffs Freundschaft, der ganz fürs Militär lebte, und meine Vorliebe zu diesem Stande machten jetzt stärker als noch nie den Wunsch in mir rege, mich ganz diesem Stande zu widmen. Ich stand im Begriffe, Magister zu werden und mich also zu erklären, welches Fach ich eigentlich ergreifen wollte. Ohne zu wissen warum? hatten sich bisher meine Eltern und ich für die Theologie erklärt. Und nun war der Zeitpunkt da, wo ich diese Erklärung förmlich thun sollte, und gerade in diesem Zeitpunkte dieser heiße Kampf! O wie manche bange Stunde verursachte er mir! wie oft stand ich des Nachts müde vom Kämpfen über die Entscheidung meines Schicksals aus dem Bette auf und schaute, unter dem Fenster liegend, hinauf zu dem, der über den Sternen waltet und unsere Herzen leitet wie Wasserbäche. Wäre ich damals unabhängig gewesen, hätte ich kein sogenanntes Brotstudium wählen müssen, hätte unser Vaterland eine stehende Armee gehabt, oder hätten mich nicht die heiligen Pflichten kindlicher Liebe gebunden, so stände ich jetzt gewiß auf einem ganz andern Posten.

1804. Erste P ä h s t u n d e<sup>17)</sup> bei Emil Otto. Ein unwissender Junge saß also heute zum ersten Mal mit mir am Tische hinter der Bibel. Auf dem nämlichen Tische saß ein kleiner zweijähriger Knabe auf dem Nachtopf und ließ sich's wohl seyn, und an der Seite auf einem Nebentische wickelte ein Kindermädchen ein ganz kleines Kind ein, die Frau Mama kam herein und sagte, ich soll machen, daß ihr Bube was profitiere und — was ich heiße. . .

1805. R e i s e n a c h S c h a f f h a u s e n. Die Sonne des Jahres 1805 entschied über vieles in meinem Leben durch die schönen Verbindungen, die ich schloß, Verbindungen, die nach-

<sup>16)</sup> des sogen. Bockenkriegs. <sup>17)</sup> von παίζειν: erziehen.

her mein Glück und meine Bönne waren und ewig bleiben werden. Stückelberger, Bischoff und ich traten nämlich am 25<sup>ten</sup> Juni eine kleine Reise an, und zwar recht Burschenmäßig mit Hirschfängern, Tornistern und Kirschwasserflaschen, außerordentlich heiter und froh, obschon bey beständigem Regen. Im Säckinger BADE, wo wir die erste Mittagstafel hielten, waren die 3 lustigen Studenten noch wochenlang das Tischgespräch. Per varios casus kamen wir den 26<sup>ten</sup> Abends in Schaffhausen an, bestellten nun unser Quartier in der Krone und eilten zu Schenkel, den wir überraschten. Bald versammelten sich seine dortigen Freunde bey ihm, unter denen uns alle 4 vorzüglich wohl gefielen, die auch unsere Freunde wurden, Hausmann<sup>18)</sup>, Bürgin, Lang und Freuler<sup>19)</sup>.

Am 28<sup>ten</sup> kam von St. Gallen her der Freund Stückelbergers und Bischoffs, der mir unbekannt nur durch ihre Erzählungen schon so theuer geworden war, Sprüngli nach Schaffhausen. Er kannte mich noch nicht und schien wenig Notiz von mir zu nehmen; das machte mich zurückhaltend; 3 Tage lang waren wir beständig Tag und Nacht bey einander, aber ich blieb kalt und höflich, denn ich wollte mich nicht anbieten, obschon ich ihn grenzenlos liebte. Sonntag Abends den 30<sup>ten</sup> Junii zechten wir mit einander im Schlosse Laufen, stiegen dann noch einmal hinunter zum majestätischen Rheinfall, standen und staunten und jauchzten mit wilden, stürmischen Gefühlen, fuhren hinüber über den Rhein, gingen nach Schaffhausen zurück zu Pfau in die Papiermühle, aßen dort im Pavillon am Rhein zu Nacht, spazierten am Mondenschein im Garten, da fiel die Rinde, und Bischoff führte mich in Sprünglis Arme. Wir hatten uns gefunden auf ewig! Auf der Rheinmauer saß ich in Sprünglis Armen, Bürgin hatte seinen Kopf auf meiner Schooß, Hausmann an meiner Brust. Welche Gruppe! rief der gute Schenkel, und das war

---

<sup>18)</sup> Joh. Konrad Hausmann von St. Gallen. <sup>19)</sup> J. J. Freuler, 1789—1863, Religionslehrer am Schaffhauser Gymnasium.

die Loosung. Auf einmahl hielten sich alle 12 Anwesende umarmt. Es war ein schöner Moment! geschwärmt war es, das ist wahr; aber ich kenne mehrere derselben kaum mehr, mehrere sind noch meine Freunde — es war ein schöner Moment, das sage ich heute noch. Sprüngli ward mein Freund — das ist genug. Dieses Tages freute sich gewiß auch mein Genius.

Schon am folgenden Morgen mußten wir uns trennen. Mit schwerem Herzen sagten wir uns am Eingange eines Waldes oberhalb Schlatt im Thurgau Lebewohl — er verreiste nach St. Gallen; wir kehrten nach Schaffhausen zurück. In Schaffhausen versäumte ich auch nicht, den durch seine mir so theuren Schriften so lieben Professor Joh. Georg Müller zu besuchen, bey welchem wir eine sehr liebevolle Aufnahme fanden.

Am 2<sup>ten</sup> Juli verreisten wir von Schaffhausen; Schenkel begleitete uns mit Bürgin und noch einem Freunde auf dem Rheine bis nach Zurzach; dort spiesen wir noch zusammen äußerst fröhlich zu Mittag, trennten uns, und wir 3 reisten über Bruck, von woher wir noch nach Schinznach einen Ausflug machten, zurück nach Basel.

1805. Amors Feldzug bey St. Peter mit Vocal- und Instrumentalmusik. Überhaupt [nachdem von einer Kraus tief schmerzenden Entzweigung mit dem Freund Luttringshausen die Rede gewesen] war dieses Jahres letzte Hälfte für mich traurig. Wir hatten mit dem August eine kleine musikalische Gesellschaft errichtet, in der St. Peterskirche versammelten wir uns und sangen mit Begleitung der Orgel unsere Lieblingslieder zu 4 oder 3 Stimmen. Der Sängerringen eine war Louise Schorndorff<sup>20)</sup>. Kaum sah ich dieses Mädchen, als ich das Traumbild, das immer vor mir stand, verwirklicht vor mir zu sehen glaubte; ich liebte dieses Mädchen. Schüchtern stand ich neben der guten Louise

---

<sup>20)</sup> 1788—1805, Tochter des Deputaten Daniel Schorndorff.

und wagte nicht, sie anzuschauen. Bald merktens meine Freunde Segiser und Kürsteiner<sup>21)</sup> und hielten mich zum Besten. Dieses alles war mir nur Nahrung. So oft wir zusammen kamen, so oft hing mein Blick verstohlen auf Louise. Aber seltener als sonst ging ich bey ihrem Hause vorbey, weil ich den Muth nicht hatte, nur ein Mahl an die Fenster hinaufzuschauen. Kurz — es war die schüchterne, erste solide Liebe. Schwester Trinzi<sup>22)</sup> — denn was merkt doch eine Schwester nicht? — redete mir zu, auch mit Louise zu reden. Ich thats das nächste Mahl, da wir zusammenkamen, und sie war freundlich. Ich hatte keinen andern Gedanken mehr als Louise. Eines Tages, als ich vorbeiging, stand sie unter der Hausthüre. Ich grüßte, und sie grüßte mich mit Nahmen; das gab mir Muth, sie zu fragen, ob sie ihre Stimme auf das nächste Mahl einstudirt habe. Sie antwortete mir und sagte, sie freue sich auf unsre nächste Probe. Tags darauf war diese Probe. Louise kam nicht, und es hieß, sie sey unpäßlich.

Einige Tage darauf saß ich an meinem Pulte und schrieb; da kam Trinzi herauf weinend und sah mich an. „Was hast du?“ fragte ich gleichgültig. Ach denke nur Daniel! antwortete Trinzi, — aber erschrick nicht! — „Was denn?“ — Ach! und es weinte von neuem, Louise ist gestorben! — Wie mir ward! ich mußte weinen, wie ein Kind. Am folgenden Tag kam der jetzige Obrist-Lieutenant Burckhardt, der ein Stifter unsrer musikalischen Gesellschaft war, und sagte: wir wollen der Jgfr. Schorndorff eine Todtenmusik halten. Und bey dieser Musik mußte ich, während der Sarg in die Kirche getragen ward, ein Recitativ singen. Wie ich es sang, weiß ich nicht. Louises Bild und Louises Gedächtnis blieb aber stille in meiner Seele, und Jahrelang liebte ich immer nur meine Todte und das Ideal, das sich, von ihr abgezogen, meine Phantasie erschaffen hatte.

<sup>21)</sup> Christian Kürsteiner, 1786—1829, Pfarrer in Heiden.

<sup>22)</sup> Katharina Zollikoffer geb. Kraus, † 1832.

1806. 10. Jan. Freundschaften. „O hätten nur des armen Lebens Tage nicht Trennungen!“ Es war dieser wieder ein schwerer, aber schöner Tag! Bischoff hatte das Diaconat in Oberdiesbach, Cant. Bern angenommen. Der bittere Gedanke der Trennung war seit dem Neu Jahrstag in täglichen Schmauseren bei allen Freunden erfäuft. Der letzte Abend sollte — so hatten wirs schon lange bestimmt — der Mutter unsrer Freundschaft: unsrer Societät gehören. Um 6 Uhr versammelten wir uns, reglirten noch wenige Geschäfte, und am Schlusse hielt ich eine Abschiedsrede an ihn. Der Gedanke an das Scheiden eines solchen Freundes, der Gedanke an das, was Bischoff unsrer Societät gewesen war, und daß wir uns nun zum letzten Mahle auf seinem Zimmer versammelten, rührte uns alle zu vielen Thränen. Wir hoben die Sitzung auf, setzten uns noch zum letzten Mahle zum Schenkische, tranken traulich und ernst — wir wollten dießmahl den Gedanken an die Trennung nicht verschrecken — einige Gläser Wein und sangen ihm endlich das Abschiedslied, das ich für diesen Abend gedichtet und componirt hatte. Mit der innigsten Rührung verließen wir das Zimmer, auf welchem wir so manche Stunde in seliger Freundschaft verlebt hatten.

Burckhards Abreise nach Heidelberg. Seit Bischoffs Abreise nach Dießbach war mir Burckhardt um vieles näher gerückt, ich ihm. Sein Austritt aus der Brüdergemeinde machte ihn offner, vertraulicher. Wir waren uns diesen Sommer alles geworden. Er war so gerade, frey, fröhlich, offen, daß man ihn herzlich lieben, daß man mit ihm fröhlich sein mußte. Im Juli war auch Sprüngli verreist — und wir schlossen uns desto inniger an einander. Es schlug an diesem Tage die Stunde der Trennung. Er verreiste nach Heidelberg. Zwar war ich Trennungen gewohnt worden, aber diese Stunde ergriff mich mit unendlichem Schmerz. Bischoff fern, Sprüngli fern — Stückelberger war eben auf einen Besuch nach Dießbach verreist — nun auch Burckhardt

fort — ich drückte den guten Segiser an mein Herz und war froh, wenigstens noch Einen hier zu haben — denn ohne Freund hätte ichs nicht ausstehen können, Freundschaft war mir um so unentbehrlicher, weil, seit Louisen das Grab deckte, die Liebe keinen Zugang in meinem Herzen fand.

Bekanntschafft mit Simmler. Der Schmerz um Burckhardt hatte uns vereiniget. Er war Burckhardts Freund durch Zufall, oder vielmehr durch jene gütige Leitung Gottes, welche der Unglaube mit dem kalten Worte Zufall bezeichnet, geworden. Als er, um das Vicariat in Arisdorf zu übernehmen, von Zürich hieher kam und aus der Postkutsche stieg, begegnete ihm Burckhardt und zeigte ihm den Weg, und sie wurden Freunde. Und mit diesem frohen, redlichen, altfränkischen, vaterländischen, biedern Zürcher verband ich mich an diesem Abend durch ein Freundschaftsband, das eben so unauflösllich geworden ist, als das, welches mich an meine übrigen Freunde gefesselt.

Fortsetzung des Kapitels von der Freundschaft. Im November kam auch Bischoff auf einen Besuch [von Dießbach]; er kam ganz unvermuthet auf mein Zimmer, und es war mir — wie es mir immer in ähnlichen Fällen geht — schon in einer halben Stunde, als wäre er nie fort gewesen. Wir setzten uns wieder zusammen, plauderten zusammen, spazierten nach Hüningen zusammen, und es fehlte uns nichts als eine Scheere, den Stunden die flüchtigen Flügel abzuschneiden. Mehr aber als alles dieses und gesegnet in seinen Folgen für alle Zeiten war die Ankunft Zollikoffers von St. Gallen in Basel in diesem Spätjahre. Kaum war er, von Sprüngli gesendet, zu mir gekommen, als wir uns bald kannten, liebten, immer inniger uns an einander angeschlossen und endlich uns das wurden, was wir uns jetzt sind und ewig seyn werden.

1807. Mit Anfange des Jahres 1807 verreiste auch Kürsteiner nach Heidelberg, und wir wurden der Unsern immer weniger. Indessen immer vertrauter mit Zollikoffer

konnt' ich alles ertragen. Hingegen kam am 3. April dieses Jahres Schenkel mit Bürgin nicht nur nach Basel, sondern sie wurden auch beyde noch unsre Hausgenossen, mit welchen ich manche schöne Stunde verlebte. Schenkel studirte, wie vielleicht noch selten ein Student studirt hat, mit eisernem Fleiße und alles überwindendem Ernste. Nur Schade, daß Bürgin seiner Freunde Rath und Beystand verschmähte, weil sie nur seine Freunde und keine Professoren waren! So aber, sich selbst stärker wähnend, als er war, studirte er wenig.

Im gleichen Monathe ward Zollikoffer zu meiner innigsten Freude, aber eben so ohne all mein Zuthun Trinzis Bräutigam. Im Brachmonath kam an einem Morgen frühe Stüdelberger zu mir; einige Wochen früher war seine Schwester gestorben, worüber er in tiefe Melankolie fiel. Kaum war er hereingetreten, so sagte er: ich komme dir etwas anzuzeigen, das dir nicht gefallen wird, das ich aber aus Überzeugung — und nur aus Überzeugung — that. Ich bin Herrnhuter geworden, und darum trete ich aus der Societät. Aber — fuhr er fort, indem er mich umarmte — nicht wahr? du bleibst mein Freund, wie bisher? Gott weiß, ich bleibe der deine. Solche Aufrichtigkeit rührte mich unaussprechlich, wir versprachen uns gegenseitig die alte Freundschaft fortzusetzen, und nie habe ich meinen Carl anders erfahren bis auf diesen Tag, als den alten, sich immer gleichen Jonathan.

1807. Nov. 27. Schweizerbundfest bei Sprüngli. Im November kam Sprüngli nach Basel. Er verstand mich immer am besten unter allen meinen Freunden, es war mir so wohl, als der Edle kam. Bey ihm feyerten wir Freunde in der Nacht des 27<sup>ten</sup> Nov. das Andenken an den 500jährigen Schweizerbund. Es empörte uns, daß in der ganzen Eidgenossenschaft auch nicht Eine Regierung ein öffentliches Fest verordnete. Doch mögen unsre Väter in dieser Nacht nüchternen gewesen seyn, als wir aus Begeisterung für sie

waren. Der edle Freund war meine Freude und Gesellschaft diesen Winter hindurch. So kam das Neujahr 1808.

1808. Neujahrsgruß mit meinen Freunden im Stübchen am Rhein. Ein gar herzlich schöner Tag! Noch war der theure Sprüngli hier, und wir redeten ab, das Neujahr gemeinschaftlich zu begrüßen. Abends am Sylvester erfreute uns gar innig ein Brief von Bischoff, der versprach, auf Zollikoffers Hochzeit hieher zu kommen. Wir setzten uns nach dem Nachtessen zusammen auf dem kleinen Zimmer<sup>23)</sup> am Rhein, das Schenkel und Bürgin bewohnen, bey mäßigem Weine. Ich las meinen Aufsatz „das scheidende Jahr“, wir labten uns an den lieblichen Reminiscenzen und waren still und traut besammen, bis die Glocke die Mitternachtsstunde verkündete. Da füllten wir unsere Gläser, und

Sprüngli rief:	Friede der Menschheit!
Schenkel:	Ja, Friede und Freude Guten und Bösen!
Ich:	Und Freyheit dem Vaterlande!
Zollikoffer:	Und den Freunden Freude!
Schenkel:	So viel, als wir ertragen mögen!
Ich:	So viel als im vorigen Jahr!
Sprüngli:	So viel, als Gott will!

Mit einem warmen Händedruck schieden wir von einander. Nach der Morgenkirche am Neujahrstage ging ich zu Sprüngli; mit einer stürmisch heißen Umarmung empfing er mich. Wir freuten uns, einen Neujahrstag mit einander feyern zu können, und gingen auf die St. Johanschanze spazieren. Dunkles Gewölk hing am nordwestlichen Himmel über Frankreich, freundlich heiter glänzte er im Süd-Osten über die Schweiz, das nahmen wir als freudige Bedeutung auf — und versetzten uns mit der lebhaftesten Innigkeit an jenen Neujahrs morgen 1808, wo freudig eilige Bothen von allen 3 Waldkantonen sich überall begegneten mit der frohen Nachricht: es sey das Werk der Befreyung vollendet und die Burgen der Dränger gebrochen.

<sup>23)</sup> in einer der Lehrerwohnungen an der Augustinergasse.

Collaborator am Gymnasium. Das erste Amt, das ich [1806] erhielt, noch vor der Vollendung des 20. Lebensjahres. Schon früher hatte ich ein Vicariat im Gymnasio übernommen, und wirklich waren in den obersten Classen noch Schüler, die einst als die jüngsten, da ich einer der ältern Schüler war, mit mir in Eine Promotion gezogen waren. Den Tag meiner Collaboratorwahl krönte ein Abendessen, an welchem meine Freunde Segiser und Burkhardt ganz über alle Maßen fröhlich waren. Besonders Burkhardt, welcher geschworen hatte und Wort hielt, nicht vor 11 Uhr mich verlassen zu wollen. Und seit jenem Abende waren wir beyde auch inniger vereint als nie vorher.

1809. Am 28<sup>ten</sup> Januar legte ich die Collaboratorstelle im Gymnasio nieder. Es war einer der schönsten und wichtigsten Tage meines Lebens. In einem Briefe an Carl [Stückelberger] hab' ich ihn unserer Societät beschrieben, 48 Knaben weinten, als ich weinend von ihnen schied, küßten und umarmten mich und wollten mich nicht gehen lassen; auch einige Lehrer waren gerührt. Ich ging zu Rector Miville, von ihm Abschied zu nehmen. Er drückte mir beym Scheiden herzlich die Hand und sagte: „Es thut mir wehe, sehr wehe, daß Sie mich verlassen, ich danke Ihnen für den vielen Eifer und die Mühe, welche Sie sich gaben. Sie können den Trost mit sich nehmen, daß Sie vielen Nutzen gestiftet haben.“

1807. Schweizerreise. Vom 7<sup>ten</sup> bis zum 19<sup>ten</sup> Juli machte ich eine herrliche Schweizerreise; meinen Bischoff und Sprüngli wieder zu sehen, war das liebliche Ziel, dem ich entgegenging. Ich fuhr Mittags von Basel weg und noch nach Langenbruck. Am folgenden Morgen nach Solothurn, wo ich die prächtige Kirche bewunderte, Abends — mit welchen patriotischen Gefühlen durchs Grauholz! — nach Bern. Mein Bischoff harrte meiner vor der Krone; denn schon Mittags hätte ich Eintreffen sollen. O wie freuten wir uns, uns wieder zu sehen! Wie erzählten und klagten wir einander in die späte Nacht hinein alles, was wir auf dem Herzen

hatten! Am folgenden Morgen führte er mich auf die Terrasse, die Enge und ins Münster, wo wir mit Schauern der Ehrfurcht vor des großen, unglücklichen Steigers Grabmahl stehen blieben. Nachmittags führte mich Bischoff in seinem Wägelchen von Bern fort durch Münsingen und Wichtrach, wo der unglückliche Erlach ermordet wurde, und wo wir bei dem alten Kämmerer einkehrten, endlich in voller Carrière in sein Diesbach ein, wo ich von dem hiedern Herrn Pfr. Stapfer und seiner liebevollen Gattin mit schöner Gastfreundlichkeit aufgenommen wurde. Gleich den folgenden Tag führte er mich in der reizenden Gegend von Diesbach umher, und am Morgen darauf ritt ich mit ihm in seine Berge, Buchholter- und Kurzenberg, wo er eigentlich alle Funktionen zu verrichten hat. Auf den Mittag kehrten wir wieder zurück, nahmen im Pfarrhause Abschied und fuhren nach Thun. So überraschte mich selten etwas als hier auf dem Kirchhof bey Sonnenuntergange die reizende Aussicht. Ich hatte noch keinen See gesehen, und jetzt lag ein so schöner See da ausgebreitet vor meinen Füßen. Und dort der prächtige Niesen und Stockhorn und der majestätische Alpenkranz im Hintergrunde und vor allen aus die Jungfrau im Glanze der Abendsonne — ich fühlte es, daß ich auf Schweizerboden stand. Wir gingen endlich ins Wirtshaus hinunter, wo wir bis Mitternacht in trautem Gespräche aufblieben.

Frühe am folgenden Morgen setzten wir uns zu Schiffe und fuhren den herrlichen See hinauf nach Neuhaus, tranken unterwegs ein Bouteille Wein im Schiff und freuten uns der herrlichen Gegend. In Neuhaus tranken wir den Caffee und gingen dann nach Unterseen, wo ein Führer sich uns sogleich anboth. Dort spiesen wir zu Mittag, ich strömte meine patriotischen Gefühle, die mich hier in der Nähe der ewigen Eiskolosse belebten, in das Buch aus, das jedem Reisenden angebothen wird. Nachmittags reisten wir mit unserm Jonathan Michel, so hieß unser treuherziger Führer, von Unterseen ab durch die paradiesische Wiese und über den Hügel zwischen

beiden Seen, den Galgenhügel, abscheulich genug genannt, und bestiegen die Trümmer der Burg Unspunnen, wo wir bald unser Leben zurückgelassen hätten, dann durchs enge, schauerliche Lüttschinenthal nach Lauterbrunnen, wo wir die Bauernknaben mit ihren Mädchen im Wirthshause antrafen. Uns zu gefallen wagten sie noch eine Schwingerey mit einander, — ein ächtes SchweizerSpiel!

Am folgenden Morgen, nachdem wir den berühmten Staubbach und die andern Wasserfälle hinten im romantischen Thale besehen hatten, wollten wir über die Wengernalp, um denn auch den Anblick der prächtigen Jungfrau recht nahe zu genießen, es fing aber an zu regnen, und unser Führer fürchtete sich noch mehr als wir vor dem Regen, wir kehrten also zurück nach Zwenlüttschinen. Unterwegs begegnete uns ein russischer Prinz mit einigen Begleitern zu Pferd. Wir fühlten uns aber so mitten im Schweizerlande, daß wir nicht umhin konnten, ihnen zuzurufen: guten Tag mit einander! Von Zwenlüttschinen gingen wir bey einer fürchterlichen Hitze nach Grindelwald, wo wir den ganzen Abend noch mit den Bauern fegeten. Früh um 4 Uhr des folgenden Morgens machten wir uns auf den Weg zuerst in den Gletscher, und dann stiegen wir 3 Stunden lang die Scheideck hinan, währenddem uns zur Rechten vom hohen Mettenberge Lawinen hinunter donnerten. Auf der Höhe lagerten wir uns unter 200 Kühen und ihren Hirtenhuben im Grase, gingen dann in die Sennhütte, wo wir uns Niedereu und Butter trefflich schmecken ließen. Jauchzend und singend eilten wir bergunter durch den düstern Schwarzwald an den prächtigen Wasserfall des Reichenbachs, der mich beynahе entzückte wie einst der Rheinfall; im schönen Flecken des Haslithales, an der jungen Aare, Meyringen, aßen wir gleich zwei hungrigen Wölfen zu Abend und gingen dann noch über den Brünig ins Land Unterwalden. Aber die Strapazen dieses Tages und eine Erkältung, da wir, genäßt durch einen Gewitterregen, im Wirthshause auf dem Brünig an einem Zugwind sitzen mußten, hatten mich krank

gemacht; mit einem starken Fieber legte ich mich in Lungern gleich zu Bette, trieb aber alles durch außerordentliches Schwitzen wieder fort.

Mit welchen Empfindungen standen wir am folgenden Morgen wieder auf! Heute Abend sollten wir laut Abrede mit Sprüngli, der mit seinem Freunde Hausmann von St. Gallen durch Glarus und Uri kam, im Rütli, an der Wiege der eidsgenössischen Freyheit, zusammentreffen. Wir verabschiedeten hier unsere treuen Bernerführer und nahmen einen Unterwaldner an mit einer frommen, melancholischen Unterwaldnermiene. Der Übergang von dem wilden Berneroberslande, durch welches wir gestern wanderten, in die milden, lieblichen Unterwaldnerwiesen ist auffallend; Natur und Menschen sind hier fromm, schwärmerisch; besonders romantisch war der herrliche Weg längs den beyden Seen von Lungern und Sarnen. In Sageln besahen wir die schöne Kirche und standen mit Ehrfurcht vor dem Grabe des frommen Nikolaus von der Flüe, eilten dann nach Sarnen, wo uns unser unkundiger Führer in eine Kneipe führte. Das Denkmal alter Tyranny und alten Freyheitsfinnes neben Sarnen, der Landenberg, weckte in uns patriotische Empfindungen; wenig sprechend, voll Behmut und Unwillen gingen wir durch den unglücklichen Kernwald Nidwalden zu. Kalte Schauer überfielen mich; meine Faust ballte sich unwillkürlich, als bey St. Jakobs Kapelle unser Führer sagte: „Hier war anno 1798 das Lager, hier schlugen sie sich!“ Da standen wir auf dem Schlachtfelde, wo der hiebern Unterwaldner beklagenswerthes Loos damahls entschieden ward. Zerstreute, neu erbaute Hütten erinnerten fürchterlich an das schreckliche Grab, in welches Schauenburgs Horden — keine Hand tilgt diesen Greuel aus den Annalen der Geschichte — damahls das Paradies von Nidwalden umwandelten. Ich fühlte wieder Fieberanfalle und konnte vor Müdigkeit beynahе nicht mehr gehen. Auf einmal kamen wir auf die Höhe — welch ein überraschender Anblick! Auf einmal schauten wir hinab in das

herrliche Thal. Hier Stans, dort Stansstad, dort Buochs, der klassische See der vier Waldstätte und dort drüben der schöne Rigi! Wir eilten hinab in den schönen Flecken Stans, wo so viele neue Dächer uns wieder an die Unglückstage erinnerten, wo in der Kirche die Bethenden an Gottes Altare niedergemezelt wurden. Nachdem wir hier zu Mittag gespiesen hatten, eilten wir sehnsuchtsvoll nach Buochs, von wo uns ein Schiff hinüberführen sollte in die Arme des Freundes. Ehe wir aber Buochs noch erreichten, überfiel uns ein heftiges Gewitter, welches von 3 Uhr des Abends bis 11 Uhr Nachts fortwährte. Während wir mit unserm Führer ein Glas Wein tranken, bestellten wir den Schiffer. Dieser aber wollte uns wegen des Gewitters und des bevorstehenden Sturmes heute nicht mehr führen. Ich sah den harrenden Sprünglin im Geiste und wollte es durchsetzen. Vergebens! Der Schiffer blieb bey seiner Weigerung, und so mußten wir unter beständigem Sturm, der denn bald den See empörte, Regen, Donner, Blitz und Glockengeläut den ganzen langweiligen Abend im Wirtshause zubringen. Es war mir unerträglich. Und unterdessen war Sprüngli mit Hartmann von Altdorf aus nach dem Rütli gefahren und stand dort in allem Sturm und Regen bis in die Nacht hinein am Seeufer, glaubte bey jedem Schiffe, das er von ferne sah: sie finds! — freute sich jedesmahl und mußte sich endlich ohne Hoffnung zu Bette legen.

Noch lag die Nacht auf Thal und See, als wir um 2 Uhr des Morgens uns ankleideten, den Kaffee tranken und endlich das Schiff bestiegen. Der alte Zoller führte uns mit seinem Sohne und zwei Knechten, ein steinalter, origineller Mann — ein wahrer Schweizer —. „Die Herren hätten noch bleiben sollen,“ sagte er, „morgen ist großer Schießet, da will ich auch eine Gabe wegschießen.“ — „Wollet ihr denn auch noch schießen, alter Vater?“ fragte ich. „Fraget die Franzosen, ob ich treffen kann oder nicht.“ — Waret ihr auch dabey anno 98? — „Ob ich dabey war? Ich denk's.“ Dann er-

zählte er vom Franzosenkrieg, unter anderm: „ich stand als Unteroffizier auf einem Posten, da kömmt der besuchende Offizier und fragt: „Wie viel seid ihr hier?“ — 4 Mann hier und 2 auf den Schildwachen. — „Und wenn diese 2 fallen?“ — So sy mer no 4 und die wey mer stah. — „Und wenn noch 2 fallen?“ — So sy mer no 2 und die wey mer au stah, und wenn die 2 au falle, so sy mer fehn meh, aber mer sy gstande.“ Dann erzählte er wieder: er habe seiner Zeit den Kaiser Joseph über den See geführt, der habe ihn alles gefragt über den Zustand des Volkes (NB. er reiste incognito) und habe endlich gesagt: „Ja, ihr seyd ein tapferes Volk; aber wenn Kaiser Joseph wollte, er würde euch doch zwingen, oder was wolltet ihr machen? Der Schiffer antwortete: „Grad, wie eußi Väter dem Leopold, dä hetts au wölle zwänge.“ Der Kaiser lachte und gab ihm bey'm Aussteigen ein Trinkgeld: „Da, trinkt auf Kaiser Josephs Gesundheit!“ „D, i weiß wohl, daß d'ih'r's syd“, antwortete der Schiffer.

In solcher Gesellschaft und auf diesem See konnte es uns nicht anders als wohl seyn; wir sangen Schweizerlieder, der Tag rückte heran, die Sonne zeigte sich und versprach wieder einen schönen Tag. Die majestätischen Ufer, der klassische Boden dahinter, alles begeisterte uns; auf das Rütli mußten wir nun Verzicht thun, wir fuhren gerade nach Brunnen im Lande Schwyz. „Ach, das ist doch gut, daß Sie kommen,“ sagte die Wirthin, „der Herr da oben wäre sonst vor Ungeduld noch gestorben.“ Im gleichen Augenblick ging oben ein Fenster auf, und ein jauchzender Zuruf begrüßte uns. Wir eilten hinauf, da stand Sprünglin noch im Hemde. Welch frohes Wiedersehen im Lande der alten Freyheit! Wir tranken mit unsern Schiffern eine Bouteille auf das Wohlsyn aller braven Schweizer und gingen dann alle vier außerordentlich fröhlich durch den reizenden Garten von Brunnen über Jngenbohl und Tbach nach Schwyz. Als wir hier im Wirthshause waren, konnten wir dem Drange nicht widerstehen,

Mloys Reding zu sehen. Bischoff ersuchte ihn in einem Billet um die Erlaubniß, nur ein Viertelstunde lang uns vorzulassen. Er hieß uns sogleich kommen, wir gingen in unsern Jacken ganz bestäubt hin und sahen und sprachen den großen Schweizer 25 Minuten lang. O, dieser Zeit werd' ich nie mehr vergessen. Noch besahen wir die schöne Kirche und wanderten dann über Steinen und Sattel nach Rothenthurm. Gern hätten wir den prächtigen Rigi bestiegen, gern das unglückliche Thal von Goldau besucht; aber wir mußten es jetzt nur von ferne betrachten, denn unser Plan war, den klassischen Boden zu sehen, wo 1798 Reding mit seinen Schweizern des Vaterlandes Ehre rettete. Im nämlichen Wirthshause, wo er damahls den Schlachtplan machte, spiesen wir zu Mittag, und vor uns lag die Anhöhe, welche die Schweizer erkletterten, als sie dann die Franzosen bey Morgarten schlugen. Das Vaterland in der Brust, froh und wild durchwandelten wir diese Thäler, gingen dann über die melancholische Altmatt auf das zweite Schlachtfeld an der Schindellegi. Überraschend ist dort, wenn man auf die Höhe kömmt, der Anblick des reizenden Zürichersees. Es war einer der schönsten Abende, als wir von hier nach dem schönen Richterschwyl hinuntergingen, wo wir endlich übernachteten. Frühe am folgenden Morgen fuhren wir den herrlichen See hinunter nach dem alten Zürich, wo ich bei dem ehrwürdigen Antistes Heß<sup>24)</sup> eine herrliche Stunde zubrachte, und wo wir am Abend die Freude hatten, auch Hausmann zu sehen, der uns von Schaffhausen entgegengekommen war. Wir besahen in Zürich die Wasserkirchbibliothek, die Meise und die herrlichen Promenaden. Am folgenden Morgen fuhren wir auf der Limmath hinab gen Baden, wo Bischoff bei seiner unglücklichen Mutter in den Bädern, wir aber im Städtlein spiesen.

Noch am nämlichen Abend gingen wir von Baden weg über Brugg ins Frickthal. — Es war den folgenden Tag, den neun-

<sup>24)</sup> J. J. Heß, 1741—1828, Dr. theol. und Antistes in Zürich.

zehnten Julius, wo in dem engen Zeitraum von sechs Stunden die schönsten Freuden und die bittersten Leiden unser warteten — Wiedersehen und Trennung. Eben dorthin kamen um 9 Uhr von Basel her meine beyden Schwestern, Zollikoffer, Schenkel, Bürgin und Sprünglis Schwester. Meine Mitreisenden hatten diese alle so lange nicht mehr gesehen. Sechs Stunden lang genossen wir uns hier — die Stunde der Trennung schlug — ach! ich hatte im Taumel der Freude gar nicht daran gedacht, wie wehe es mir thun würde, mich zu trennen — auf einmahl schlug die Stunde, dahin flohen Bischoff, Sprüngli und Hartmann, jeder seinen Weg, ich hatte sie genossen — wir weinten wie Kinder; ich fuhr wieder nach Basel zurück.

1807. August 12. Meiner Eltern silberne Hochzeit. Wo zwischen Eltern ein solches Band geflochten ist, wie es in unserm Hause war, da muß auch ein solches Fest ein schönes Fest seyn, um so viel schöner, je weniger es nach dem kurzfristigen Menschenblicke wahrscheinlich war, daß es mein so kränklicher Vater erleben würde. Wir überraschten unsere Eltern frühe Morgens mit einer kleinen Gabe und mit einem Gedichte, das herzliche Freude verursachte; auch Schenkel that ein gleiches. Mit vielen Worten konnte sich mein Vater und ich nie gegen einander aussprechen; aber wir fühlten's, was wir wollten. Auf den Abend kam denn auch Zollikoffer und einige Verwandte; und ein fröhliches Mahl schloß den mehr im Herzen als äußerlich gefeyerten Tag, an dessen Schlusse sich mein letztes Gebeth wieder dahin aussprach, was ich in meinem Gedichte auf diesen Tag gesagt hatte:

Dann sey, o Gott! der besten Eltern Segen  
Uns Wanderstab auf allen unsern Wegen!

1807. Aug. 21. Zollikoffers Flucht nach Basel. Zu der eisernen Zeit, wo Napoleon allen Handel zu zernichten drohte, und darum die Kaufleute ihm den kleinen Krieg machten, hatte Zollikoffers Klugheit, Besonnenheit und Thätigkeit seinen Patronen auch oft müssen in solchen Ge-

schäften zu Hilfe kommen. So mußte er, wie oft schon, auch am 15. August wieder mit einer solchen gefährlichen Expedition abreisen. Bisher hatte das Glück all seine Unternehmungen begünstigt. Am 18<sup>ten</sup> als ich mit den Meinen am Mondschein auf der Pfalz spazirte, kam Zollikoffers Bedienter, nahm mich bey Seite und erzählte mir: Zollikoffer sey verrathen gewesen, am Napoleonstage in Bruntrut arrettirt worden und sitze nun dort, von 2 Schildwachen bewacht im Gefängnisse. Diese Erzählung hatte seine Braut gehört, und nun brach ein um so viel ärgerer Jammer los, als man das alles, um seine Patrone nicht zu kompromittiren, geheim halten mußte. Es waren fürchterliche Tage. Bald verzehrte sich Trinzi in stillem Harme, bald fuhr es auf und wollte fort — zu ihm, und wir hatten genug zu hüten. Am 21<sup>ten</sup> brachen nun bey meiner Mutter, wie ich es schon befürchtet hatte, die Gicht aus, sie sah nichts als Ketten und Gensd'armes — die Ideen von der vorübergegangenen silbernen Hochzeitfeier und von Zollikoffers jetzigem Gefängnisse wechselten ganz wunderlich durch einander, und es war ein fürchterlicher Tag, als auf einmahl Abends um 7 Uhr Zollikoffer an der Hausthüre anschellte und den Jammer endete. Ihn hatte unterdeß bey der umsichtigen Besonnenheit, mit welcher er sich benahm, sein guter, froher Muth so wenig verlassen, daß er an einem seiner Gefängnistage, da er Hoffnung zur Freyheit mit Grund schöpfen konnte, mit Erlaubniß der Aufseher die sämmtlichen Gefangenen mit Wein, Brot und Würsten regalirte. Und so hatte er sich denn auch bald glücklich herausgeholfen, doch nicht ohne den Entschluß, ähnliche Geschäfte oder Unternehmungen für die Zukunft zu verweigern.

1806—1808. *Lehrthätigkeit.* Indessen ward mir doch manche andere Freude, besonders durch meine Zöglinge, unter welchen allen ich damahls die zwei Brüder *Samuel*<sup>25)</sup> und *Wilhelm*<sup>26)</sup> *Birman*n, Söhne des Landschafts-

<sup>25)</sup> Samuel Birman, 1793—1847, Landschaftsmaler. <sup>26)</sup> Wilhelm Birman, 1796—1830, Landschaftsmaler.

mahlers, auszeichnete. Auch die Bekanntschaft mit mehreren angesehenen Familien gewährte mir manches Vergnügen. Gerade Frau Birmann, der beyden Knaben treue Mutter, schenkte mir, als dem Lehrer ihrer Kinder, ihre Freundschaft, und bey einem unsrer ehrwürdigsten Vornehmen, Herrn Merian-Ruder<sup>27)</sup>, genoß ich manche mir unvergeßliche Stunde. ... Unangenehme Umstände, ungünstige Gesinnungen der Lehrer im Gymnasio gegen einander, machten mir mein Amt sauer, die Privatlektionen waren mir immer mehr und mehr zuwider; denn ich hatte nur einen Wilhelm Birmann, der mir aber auch viele Freude machte. Selten hing gewiß noch ein Zögling mit so zärtlicher Liebe an seinem Lehrer, wie dieser Knabe an mir; ich correspondirte auch mit demselben an den Tagen, da wir uns nicht sahen.

1808. Examen. Meine theologischen Studien hatte ich bisher viel nachlässiger betrieben, als ich hätte thun sollen. Das Gymnasium und die Privatlektionen nahmen mir zu viel Zeit; zudem hatte ich zum Behufe eines einzelnen mir sehr theuern Schülers einen weitläufigen Cours der Schweizergeschichte gemacht, und dann verleitete mich mein Posten [eines Hilfsbibliothekars] auf der Lesegesellschaft, manche Stunde zur Lektüre zu verwenden, die größtentheils verloren war; ich kannte alle deutschen Dichter, Theater-schreiber und Romansudler; aber dafür war ich besonders in der Moral und Kirchengeschichte weit zurück; besser gings in der Dogmatik und den Sprachen, aber auch Exegese fehlte mir ziemlich. Ich war zwar diesen ganzen Winter hindurch nie vor 12, oft erst nach 2 Uhr zu Bette gegangen, aber hätte ich diesen Fleiß in frühern Jahren schon angewendet, so hätte ich mich doch mit leichterm Herzen können examiniren lassen.

Am 24<sup>ten</sup> April kam Burckhardt ab der Universität von Heidelberg zurück, und wir meldeten uns nebst Lukas Wenk<sup>28)</sup> und einem sehr unwissenden Glarner, Rahmens

<sup>27)</sup> Samuel Merian-Ruder, 1770—1824, Appellationsrat.

<sup>28)</sup> Lukas Wenk, 1786—1859, Pfarrer in Riehen.

Nelin, ad examina. Ich fühlte in aller seiner Schwere das drückende Gefühl versäumter Zeit. Meine studia theologica waren — o Gott! wie mager und dürr! Aus dreifacher Ursache! Die erste lag in der erbärmlichen Einrichtung der Universität. Öffentliche Collegia wurden (die 7—8 Monathe ausgenommen, in welchen aus tausend Gründen Vacanzen waren) wöchentlich sechs gelesen. Bey Herzog<sup>29)</sup> 2 Exegese des neuen Testaments, die ich nicht besuchte, weil er sich Monathe lang an Einem Capitel zernagte; bey Meyer<sup>30)</sup> 2, altes Testament, er hatte uns den Hiob, die Klageslieder und die Proverbia erklärt, ein ganzes Jahr hatte er als Rector magnificus nicht gelesen. Bey Buxtorf<sup>31)</sup> 2 Dogmatik nach Osterwald. Privatim hatte ich in Philologicis bey Meyer wöchentlich 2 griechische und 2 hebräische Lectionen gehört, in theologicis bey Meyer einen dogmatischen Cours nach eignen Heften und ein Disputatorium und bey Buxtorf 2 Stunden wöchentlich Erklärung der Psalmen. Also Archaeologie, Exegese des neuen Testaments, Kirchengeschichte und Homiletik hatte ich gar keine gehört. Freylich hätte ich zu Hause fleißiger seyn sollen; aber da war ein zweites Hindernis das Vorurtheil meines Vaters, der das docendo discimus so weit trieb, daß er dafür hielt, das müsse der würdigste Geistliche werden, der am meisten informirt habe, darum ich neben den vielen Schulstunden noch täglich 3 bis 4 sogenannte Pächstunden geben mußte, also für das eigentliche studium theologicum keine Zeit fand, und endlich drittens hatte ich auch die wenige übrig gebliebene Zeit leider mehr an wenig nützende belletristische Arbeiten verwendet als an die Theologie, so daß ich jetzt recht bloß stand. Freilich hatte ich diesen Winter über ungeheuer gearbeitet und oft nur 3 bis 4 Stunden geschlafen, aber die Dogmatik war das einzige, worin ich hoffen durfte noch leidlich durchzukommen.

<sup>29)</sup> Joh. Werner Herzog, Prof. theol., † 1815, Verfasser der Athenae Rauricae. <sup>30)</sup> Jakob Meyer, Prof. theol., 1741—1813. <sup>31)</sup> Joh. Rudolf Buxtorf, Prof. theol., 1747—1831.

1808. Juni 2. Reception ins Ministerium. Bis zu diesem Tage hatten die tentamina gedauert, beynahе alle dogmatisch. Im Generalexamen tentirte uns Meyer de persona Christi, Buxtorf über Theologie überhaupt. Dann noch Meyer im Hebräischen, Herzog war nicht da. In den besondern tentaminibus: Herzog, der, weil ich seine Lectionen nicht besuchte, beynahе einzig mir aussaß: Exegese des 1<sup>ten</sup> Capitels im Hebräer-Brief, wobey alle alttestamentl. citirten Stellen mußten aufgesucht, übersetzt und grammatisirt werden; es ging aber besser, als ich hätte vermuthen dürfen, und er schenkte uns das 3<sup>te</sup> tentamen. Meyer im ersten tentamen: de baptismo, (es ging gut), im 2<sup>ten</sup> Hebräisch (mittelmäßig) und jüdische Antiquitäten (erbärmlich). Buxtorf im ersten: de ecclesia (gut), im 2<sup>ten</sup>: de bonis operibus (langweilig). Antistes Merian<sup>32</sup>): de precibus (ziemlich gut). Pfr. Burckhardt<sup>33</sup>): de justificatione (besonders gut). Pfr. Falkensen<sup>34</sup>): Catechese über den 6<sup>ten</sup> Artikel (gut). Pfr. Jaesch<sup>35</sup>): über die Eigenschaften eines Predigers und Beantwortung einiger Einwürfe aus den Lessingischen Fragmenten (Wischiwaschi), z. B. den Einwurf wegen der Unmöglichkeit der so schnellen Reise eines so zahlreichen Volkes widerlege die Flucht der Preußen nach der Schlacht bey Jena. Item: den Einwurf, daß bey der Auferstehungsgeschichte ein Evangelist 2 Engel, der andere nur einen nenne, widerlegen die Regeln der Höflichkeit. (Es waren nämlich 2 da, redete aber nur einer, indem es unhöflich gewesen wäre, wenn einer dem andern ins Wort gefallen wäre). In den Disputationen verteidigte Burckhardt aus Beck's Synopsis die erste Hälfte des Capitels de ecclesia, ich die 2<sup>te</sup> Hälfte. Im Final-Examen tentirte uns H. Antistes: de poenitentia, Meyer: de sacra Coena, Buxtorf: de suicidio, Herzog war nicht da. Dann wurden wir in das Ministerium

<sup>32</sup>) Emanuel Merian, Antistes, 1732—1818. <sup>33</sup>) Hieronymus Falkensen, 1758—1838, Pfarrer und Antistes. <sup>34</sup>) Joh. Rud. Burckhardt, 1738—1820, Pfarrer zu St. Peter. <sup>35</sup>) J. J. Jaesch, 1752—1832, Pfarrer zu St. Theodor.

recipirt — und ich schämte mich für meine Examinatoren und mich, daß sie mich aufgenommen hatten, wenigstens hätte ich an ihrer Stelle einen ähnlichen nicht aufgenommen. Wie leichtsinnig ich die Studentenjahre versäumt hatte, das begriff ich erst jetzt.

1808. Probepredigt. Juni 10. Es hatte mir Herr Antistes die schöne Stelle Joh. XIV. 26. zum Texte gegeben; ich war auch da zu leichtsinnig und vertraute darauf: weil in solche Predigten nur Verwandte, Freunde und Günstige kommen, so seyen sie alle schon von gutem Vorurtheile eingenommen. Erst als ich die Predigt abgeschrieben hatte um ein Exemplar dem H. Antistes zuzustellen, da fiel mirs schwer aufs Herz, daß die sämtlichen Stadtgeistlichen auch als Kritiker saßen. Ich hatte Schwindel den ganzen Morgen vor Furcht. Und als nun vollends gegen 11 Uhr der prahlerische Iselin kam, mich abzuholen, und mir sagte: Haben Sie Furcht? Ich gar nicht, ich denke, ich trete auf einem Theater auf, da machte mich der Kerl mit seiner Dummdreistigkeit vollends zittern. Er mußte zuerst predigen und blieb ganz jämmerlich stecken; das trieb mich noch mehr zum Gebeth, und auch andere, wie sie mir nachher erzählten, betheten für mich, und Gott Lob! es ging die saure Stunde glücklich vorüber.

1808. In Reigoldswil. Der alte ehrwürdige Herr Decan Bachofen<sup>36)</sup> in Reigoldswil war gestorben, und an seine Stelle mein treuer Stückelberger zum Pfarrer erwählt worden. Noch war Stückelberger nicht hinaufgezogen, und es war die Zeit der Herbst-Communion und des Bethtages. Der Sohn<sup>37)</sup> des Verstorbenen kam nach Basel und ersuchte mich, diese Funktionen in Reigoldswil zu versehen. Mittwoch den 7. September fuhr ich mit Herrn Albrecht Müller<sup>38)</sup>,

---

<sup>36)</sup> J. J. Bachofen-Müller, 1743—1808, Pfarrer in Reigoldswil und Dekan des Waldenburger Kapitels. <sup>37)</sup> Matthäus Bachofen, 1776—1829, Landschaftsmaler und Lehrer an der Zeichnungsschule. <sup>38)</sup> Albrecht Müller-Bachofen, † 1819, Stadtrat (Großvater des Mineralogen Albr. Müller).

dem Tochtermann aus dem Reigoldswiler Pfarrhause und Besitzer des dort liegenden herrlichen Alphofes, des L a u w i l - b e r g e s, von hier fort. Es war ein schöner, herrlicher Abend — und mir so feyerlich zu Muth, als mir in meinem Leben nicht gewesen war. Erst in der Dämmerung kamen wir hinauf. Der Anblick der Familie in Trauerkleidern rührte mich — er hatte etwas Schauerliches, bey der Dämmerung besonders. Es wurden Lichter gebracht, da stand B i n e<sup>39)</sup> im Sommerhause zu hinterst mit dem sanften, melankolischen Auge, dem man's so recht ansah, daß es sich lange recht aus- geweint habe, mit den rothen Wangen, die so lieblich zu der Trauerkleidung standen. Wie mir war? Ich kann meine Empfindung bey Bines Anblick durchaus nicht anders be- schreiben, als wenn ich sage: es war mir, als sähe ich eine alte Freundin wieder, von welcher ich lange getrennt war, ich konnte mich nicht überreden, daß wir uns nicht vorher schon sollten gekannt haben.

Herzlich wurde ich von der guten Mama und ihrem biedern Sohne Matthäus empfangen, und obgleich es mir war, als müßte ich als Fremder in dem traurigen Zirkel der Verwaisten überlästigt seyn, so war ich doch so ganz daheim — es war mir so wohl in dem heimischen Pfarrhause. Bis Mitternacht blieb ich mit Matthäus in dem traulichen Can- didatenstüblein auf. Der feyerliche Morgen des Bethtages erschien, und ich stärkte mich im Gebethe auf die wichtigen Berrichtungen. Kaum nahm ich meine Predigt zur Hand, um sie zu überlesen, als Feuerlärm erscholl. Die gute Mama jammerte, daß jetzt dieses Unglück entstehen müsse, und so lange sie hier seyen, in 28 Jahren habe es nie im Dorf ge- brannt. Matthäus und ich eilten zu der Brandstätte; es war aber bald alles gelöscht. Nun ging der Gottesdienst an; ich predigte selbst mit gerührtem Herzen einer gerührten Ver- sammlung über den Entschluß des verlorren Sohnes: ich will mich aufmachen etc. . . . Am folgenden Morgen holte uns

<sup>39)</sup> Jakobea Bachofen, 1784—1853, Kraufens spätere Gattin.

Herr Müller vom Lauwilberge zum Mittagessen auf dem Berg ab. Es war das erste Mahl, daß ich diesen herrlichen Ort besuchte, und auch ohne weiteres Interesse schien er mir schon damahls der lieblichste zu sein, den ich kannte. Hier sah ich denn in der treuen Hausfrau auch zum ersten Mahle die 2<sup>te</sup> Tochter aus dem Pfarrhause zu Reigoldswil, die sanfte Lon<sup>e40</sup>); die älteste, freundliche, treuherzige Süsle<sup>41</sup>) hatte ich in Basel gesehen; denn in ihrem Hause war ich eingestiegen. Es frappirte mich, den gutmütigen Bachofischen Familienzug in allen dreyen so unverkennbar zu erblicken.

Bald nach uns kam Mama und Bine mit einer Freundin der Iekttern und dem muntern Böbbi, einem Knaben des ältesten Sohnes vom Hause, auch von Reigoldswil hinauf. Ein fröhliches Gastmahl und traulicher Gesang stimmte die große Gesellschaft zur Freude. Der Caffee ward auf der Terrasse vor dem Hause getrunken, da ertönte vom nahen Melchhüttchen des mittlern St. Romey der Ruhreihen des Alphorns, mir tiefer in die Seele klingend als noch je ein Concert. Eine liebliche Promenade auf die Höhe des Gaitenköpfleins krönte den schönen Abend. Erst in der Dämmerung stiegen wir wieder hinunter. . . . Montags frühe reiste ich mit der Gesellschaft von Basel wieder ab und nicht mit gleichgültigem Herzen, wie man von einem fremden Orte abreist, sondern als ob ich selbst von der Heimath gerissen wäre. Mittags kam ich in Basel an; Stückelberger kam zu mir, ich erzählte ihm, wie ich ihn beneide um sein Reigoldswil. Es war Abends Concert. Madame Bürger declamirte; es hatte mir jemand ein Billet gesandt; aber ich verschenkte es; denn heute konnt' ich unmöglich ins Concert gehen. O die Stadt und der Stadtkon war mir so zuwider — ich ging hinaus vors Thor, schaute nach dem Gaitenköpflein — und das Bild der guten Bine verfolgte mich überall.

---

<sup>40</sup>) Anna Magdalena Müller-Bachofen, † 1831. <sup>41</sup>) Susanna Müller-Bachofen, 1773—1848, (Mutter des Theologieprofessors Joh. Georg Müller, 1800—1875).

1808. P f a r r w a h l. Im nähmlichen Spätjahre wurden mir noch drey große Freuden. B u r d h a r d t ward Pfarrer im Waisenhaus, S t ü c k e l b e r g e r ward Ehemann und S p r ü n g l i kam wieder, wiewohl nur für vier Tage, nach Basel. Immer näher rückte die wichtigste Zeit für mich heran, und merkwürdig ist, wie sie alles entwickelte.

Schon lange war Herr Pfarrer von S p e y r<sup>42)</sup> zu St. Leonhard sehr krank, und jetzt schon seit dem Sommer glaubte man täglich, er werde sterben. Ein Bekannter meines Vaters sagte immer: wenn er gegen alle Wahrscheinlichkeit bis zum 2<sup>ten</sup> November lebt, so mußte er so lange leben, damit Ihr Sohn, der alsdann einen Monath nachher bey der Erwählung wahlfähig ist, sein Nachfolger werden kann. Am 18<sup>ten</sup> November erst starb er; und der Dienst ward ausgekündet. Ich war durch das Gerede von Freunden und Schmeichlern in Unruhe gekommen; aber Gott gab mir bald wieder Ruhe; ja ich darf aufrichtig sagen: ich wünschte diese Stelle nicht; denn ich hing viel zu innig an der Idee einer traulichen Landpfarren.

Am 26<sup>ten</sup> November fuhr ich mit einer großen Gesellschaft nach Reigoldswil an S t ü c k e l b e r g e r s Einsegnung. Sie machten mir das Compliment, ich werde Pfarrer zu St. Leonhard werden. Der biedere Major L i c h t e n h a h n<sup>43)</sup> war der einzige, welcher geradezu sagte, er möchte mir diese Hoffnung nicht machen, ich sey unter den Competenten der jüngste. Indessen machten diese drey Tage, die ich jetzt auch im Winter hier und in Brezwil zubrachte, solchen Eindruck auf mich, daß ich wünschte, wenn nur niemand von St. Leonhard mehr redete; denn ich glaubte, ich würde die Idee einer Landpfarren nicht vom Herzen reißen können.

Gleich am 2<sup>ten</sup> Dezember, da ich wahlfrey wurde, ging ich zu Herrn Antistes, ihn zu ersuchen, ob er mich nicht wollte

<sup>42)</sup> Johannes von Speyr, 1749—1808, Diakon zu St. Leonhard.

<sup>43)</sup> Joh. Ernst Ludwig Lichtenhahn, 1770—1824, Eidg. Oberst und Brigadier bei der Belagerung von Hüningen 1815.

auf der Liste der unbediensteten Candidaten stehen lassen, damit ich mich nicht einschreiben müsse, indem ich nicht gern einen Schritt thun wollte. Er bedeutete mir aber, es gehe nicht an, und rieth mir, für alle Dienste ohne Unterschied mich zu melden, damit ich denn ganz ruhig zusehen könne, was mir Gott bescheret habe.

Ich schrieb mich ein und ließ gewiß ruhig die Leute schwagen; am 18<sup>ten</sup> sollte ich die Sonntags Abendpredigt bei St. Leonhard halten. Da aber am 20<sup>ten</sup> die Wahl war, so wollte ich auch dieses nicht thun, damit es auch nicht scheine, als hätte ich etwas gesucht; ich übergab sie meinem Vater. Zwei Tage vorher ward er unpäßig, und ich mußte sie halten. Ich konnte deutlich merken, daß ein ungewöhnlich zahlreiches Auditorium da sey, predigte aber mit Ruhe und Freymüthigkeit über Joh. 1. 14.

Montag Abends war Burkhardt bey mir und weisagte mir für ganz gewiß, daß ich morgen Pfarrer werde. Ruhig hörte ich ihm zu; als er aber fort war, verließ mich diese Ruhe, und ich ging in großer Unruhe zu Bette. Der Morgen des 20<sup>ten</sup> erschien, und ich stand wieder ruhiger auf. Bürgin erzählte mir, es habe ihm geträumt, ich sey in der Spitthalkirche zum Pfarrer von St. Leonhard ernannt worden, und ein großer, schöner Herr mit schwarzem Badenbart, der noch nie da gewesen sey, und den er auch weiters nicht kenne, als daß er in der Kirche vor ihm sitze, sey einer der ersten gekommen, mir zu gratulieren.

Ich ging um 9 Uhr ins Gymnasium, wie gewöhnlich, doch fühlte ich wegen Burkhardts gestriger Ahnung unter dem Docieren Unruhe, die aber bald verging, und um 10 Uhr wollte ich noch eine Privatlektion geben; was mir aber Hr. Rector Miville mißrieth, welcher mich versicherte, es sey wenigstens sehr wahrscheinlich, daß ich in die Wahl kommen werde. Er sprach mir Muth und Ruhe zu, und gab mir einen sehr vortrefflichen, mir unvergeßlichen Rath, wie ich mich zu betragen habe, im Falle ich das Amt erhalte.

Erst um halb 11 Uhr ging ich aus dem Gymnasium heim, auf mein Zimmer hinauf, in großer Unruhe warf ich mich auf meine Kniee und betete inbrünstig nicht um Beförderung oder Abwendung, sondern nur um Ruhe auf jeden Fall; ich schloß mein Gebeth mit dem alten Verse:

It's Werk von Dir, so hilf zum Glück!

It's nicht von Dir, so treibs zurück!

Unausprechlich beruhigt, voll Freudigkeit selbst stand ich auf, setzte mich an den Schreibtisch und schrieb, getrost mein Pfeifchen rauchend, an Sprüngli. Unterm Schreiben hört' ich ein Geräusch auf der Straße; ich ging an's Fenster und sah einen Trupp Menschen kommen. „Jetzt ist die Wahl vorüber, und sie laufen, zu gratulieren“, dachte ich bey mir selbst, ohne zu ahnen, daß es mich gelte, als mir Eklin von unten herauf rief: „Du bist's.“

Nichts von meinen Empfindungen — ich weiß das durch- einanderwogende Gedränge derselben nicht zu nennen; ich ging hinunter und stand mitten unter einem Zirkel liebender Freunde, die mir ihre Theilnahme bewiesen. Jetzt trat ein Herr im blauen Mantel herein — und plötzlich sagte Bürgin: Siehe da, Daniel! der Herr aus meinem Traume! Es war mein jekiger Schwager Joh. Georg Müller, der sich schon damals unter die Zahl derer bekannte, die an meinem Schicksale den wärmsten Antheil nahmen. Der ganze Tag ging unter Besuchen geschäftsvoll vorüber. Endlich eine Stunde vor Schlafengehen zog ich mich in die Einsamkeit zurück, rauchte mein Pfeifchen zum Fenster hinaus unter dem schönen Sternenhimmel — und fragte mich: und wie ist dir denn jetzt, Daniel?

Also nun mit einem Mahle aufgeben die Hoffnung, in ländlicher Einfalt leben zu können? der schöne Traum nun ganz vorüber und angefesselt an das steife Stadtleben? Das war das erste, was ich hier dachte, und ich konnte eine Thräne nicht zurückhalten. Aber wer wollte hier Gottes Hand

verkennen? Erst achtzehn Tage wahlfähig, erst zweiundzwanzig Jahre alt, und schon eine der besten Stellen — unter so vielen würdigern, ältern Competenten, darunter vier meine Lehrer waren, mir anvertraut? Und solltest du dich nicht freuen, eine Stelle anzutreten, von der du so zuverlässig weißt: der Herr hat sie dir gegeben? So sprach ich zu mir selbst, schlug die Bibel auf und traf gerade auf die Stelle Jeremia I. 6 ff „ich tauge nicht zu predigen; denn ich bin zu jung. Der Herr aber sprach zu mir: Sage nicht: Ich bin zu jung! Sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende, und predigen, was ich dir heiße. Fürchte dich nicht vor ihnen; denn Ich bin bey dir und will dich erretten, spricht der Herr.“ Nun wußt' ich genug, ging zu Bette und schlief ruhig ein. Und nun — wie hatte es Gott gefügt, daß ich an diesen Posten kam? Als ich am folgenden Tage meine Visiten machte, erfuhr ich, daß zwei Anlässe, die ich beyde von mir abgelehnt hatte und dennoch nicht ablehnen konnte, in der Hand der Vorsehung dazu benützt worden waren. Erstlich der Bethtag in Reigoldswil, und zwentens die letzte Sonntagabendpredigt. Durch erstere hatte des verstorbenen H. Decans in Reigoldswil Schwager, H. Matthäus Müller, welcher vorher Bannherr bey S. Leonhard war, solche Liebe zu mir bekommen, daß er nicht nur seine Stimme mir gab, sondern mich auch (freylich nicht ganz ehrlich!) seinen Freunden rühmte; und mehrere sagten mir selbst, sie haben mich nicht gekannt; aber meine letzte Abendpredigt habe sie bestimmt, mir die Stimme zu geben. O glücklich — wer nur einfältig und ohne Falsch an der Hand der Vorsehung sich führen läßt.

Die alten Herren vom Rath und Ministerium empfangen mich beynah alle so, daß ich es merken konnte, sie seyen mit der Wahl eines so jungen Pfarrers nicht zufrieden — so auch die meisten meiner Herren Collegen! Ich sah auf Den, der mich berufen hatte, und so erwartete ich getrost, was da kommen werde.

1809. *I n A m t u n d W ü r d e.* Am 5<sup>ten</sup> Februar trat

ich meine Stelle bey S. Leonhard an; ich hielt meine Antrittspredigt über obige Worte Jerem. I. Und nun fing ich denn an zu funktionieren. Unendlich lang scheinende Zeit mußte ich auf die üblichen Hausbesuche verwenden, die aber größtentheils zwecklose Visiten sind, geeignet, die Neugierde zu befriedigen, indem man den neuen Pfarrer von allen Seiten besteht und endlich vom schönen oder trüben, warmen oder kalten Wetter spricht oder, wenn's gut geht, von seiner Antrittspredigt. Doch versteht sich's von selbst, daß hier nicht von allen die Rede ist.

In meinen Predigten machte ich mir's zur Hauptregel, ohne andere Hilfsmittel immer nur die Bibel zu gebrauchen, auf verschiedene Auslegungen keine Rücksicht zu nehmen, um nicht Nachbether zu werden, keine andere als biblische Beweise zu führen und als christlicher Lehrer keine Predigt zu halten, worin die Zuhörer nicht auch erfahren sollten, wer uns Weg, Wahrheit, Versöhner und Erlöser sey. Was die Rede anbetrifft, so trachtete ich immer mehr und mehr, Ciceros Simplität zum Muster zu nehmen, darum alle poetischen Bilder und Blumen, die ich vorhin in meinen Predigten ausgestreut hatte, ganz wegzulassen und niemehr das Wort „ich“ in einer Predigt hören zu lassen — sintemal wir nicht uns selbst predigen, sondern bloß Organe sind, durch welche das Wort Gottes ausgesprochen werden soll. Sonntags- und Dienstagspredigten schrieb ich nach einem Plane ganz nieder und lernte sie auswendig, wobei mich mein gutes Gedächtniß so unterstützte, daß ich Anfangs in einer Stunde und bald auch in einer halben Stunde eine Predigt auswendig wußte. Die Donnerstagspredigten hielt ich nur nach einem kleinen Schemate, und öfters ist es mir begegnet, daß mir gerade diese zum Lesen abgefordert wurden.

Das zahlreiche Auditorium, das ich hatte — denn an den Festtagen des ersten Jahres waren auch noch die Plätze vor der Kirchenthüre gedrängt voll — nahm mich nicht ein; denn ich wußte, es war nur der Reiz der Neuheit, und ich bin über-

zeugt, daß meine jetzigen Predigten, obschon nicht mehr halb so viel besucht, besser sind; auch kann ich vor Gott versichern, daß ich den wenigen Personen am Donnerstage mit dem nämlichen Eifer predigte; ja lieber denen, die um des Wortes, als denen, die um des neuen Predigers willen kamen. Der wichtigste Theil meines Amtes war mir von Anfange bis jetzt auch der liebste, nämlich der Unterricht. Dieser zerfällt in zwei Theile, die Kinderlehren und den eigentlichen Confirmationsunterricht. In den Kinderlehren machte ich gleich eine Reform, indem ich den dogmatischen Unterricht, der durchaus eingeführt war, nur für die Größern beybehielt, mit den Kleinern aber bloß die biblischen Geschichten zu durchgehen anfang, indem die Geschichte eigentlich der ganze Grund der Religion, und jedes Dogma ein aus der Geschichte abstrahierter Satz ist.

In dem Confirmationsunterricht untersuchte ich mit meinen Catechumenen über die verschiedenen Dogmen unserer Confession auch die Meinungen der Gegner, um die Richtigkeit der von der Kirche angenommenen in desto helleres Licht zu setzen und sie ihnen desto wahrer darzustellen. Zum Leitfaden blieb ich bey unserm Basler Nachtmahlbüchlein, und werde so lange dabey bleiben, bis wir einen Catechismus haben, der an Kraft und Einfalt ihm gleich, nur etwas deutlicher und umfassender wäre. Die Absolution suchte ich immer meinen Catechumenen so rührend und wichtig zu machen, als es mir möglich war, damit der Eindruck unvergeßlich bleibe; denn man nimmt ihn ins folgende Leben mit, und darum schärfte ich ihnen nichts so sehr ein als Bibellesen und ernstliches Gebeth und Flehen.

1809. H e i r a t s p l ä n e. Sobald ich Pfarrer geworden, so ermangelte man nicht, mir im Publikum eine Menge Bräute zu geben, unter ihnen wurde vorzüglich Lotte und Bine genannt; aber Lotte war zwar an Zollikoffers Hochzeit ein bezauberndes Mädchen gewesen, hatte mir aber trotz ihrer Wunderwirkung doch noch so viel Verstand übrig gelassen, daß ich wol einsah, sie werde nie eine beglückende Hausfrau werden;

Bine, die melankolische Leidtragende im Reigoldswiler Pfarrhause saß tiefer in meinem Herzen, und meine ersten, ernstlichen Gedanken fielen auf sie. Als ich Pfarrer geworden war, hatte mir ihr Bruder Matthäus gratuliert, und ich machte ihm nun auch eine Gegenvisite; damahls kränkelte sie und ward hernach todkrank, so daß jedermann an ihrem Aufkommen zweifelte. In der Zeit ihrer Erholung sagte mir einst meine Schwester Helene: „Bine ist doch ein sonderbares Mädchen, die hat ein Gelübde gethan, sich nicht zu verheirathen.“ Woher weißt du das? fragte ich, und sie antwortete mir: von einer ihrer nahen Anverwandten. Nun ist es also Zeit und Pflicht, sagte ich mir, das liebe Bild aus deinem Herzen wegzuräumen, wenn du nicht zum Schaden deines Amtes um deine Ruhe kommen willst, und es geschah nicht ohne heiße Kämpfe. Meine Eltern und namentlich meine Mutter wurden aufmerksam gemacht, wie nöthig es für einen Pfarrer ohne Vermögen sey, eine reiche Frau zu nehmen, und da begannen denn die Speculationen. Schon früher war ich mit einer gewissen Zette zu Birmanns wie von ungefähr geladen worden; ich merkte das ungefähr, die Zette war hübsch, aber sie war mir zu spröde. Nun ward ich in das Socin'sche Haus zu S. Alban geladen, dem ich besonders viele Verbindlichkeiten hatte. Da sagte mir denn die gute Mama Socin, sie habe meinen Eltern versprochen, mir eine Proposition zu thun wegen einer Heirath. Ich dankte von vornherein und bemerkte ihr, ich lasse mir keine machen, sondern wenn es einmahl an dem sey, so wolle ich meinen Eltern die Proposition machen. Sie sagte: Der Herr Feuerkopf höre mich nur an! Da ist eine gewisse Louise, reich, schön, fromm, verständig, fleißig; nun, wie lautet's? Allerliebste, sagte ich, aber ich will sie nicht. — Warum nicht? — Weil ich sie nicht kenne. — Da soll Rath werden, und es soll Sie keinen Schritt kosten. Herr Pfarrer Raillard<sup>44)</sup> will für Sie anhalten, und da in dieser Stube sollen Sie sie kennen lernen. — Wenn Herr Pfarrer

<sup>44)</sup> Emanuel Raillard, 1761—1833, Pfarrer zu St. Alban.

Raillard sie für sich will, so lasse ich ihm gratulieren; aber für mich soll er sich keine Mühe geben. — Sapperment! Was verlangen Sie denn für Eigenschaften? Sind Ihnen die genannten nicht genug? — Nur zu viel; die erste schenke ich Ihnen und verlange dagegen gegenseitige Liebe. Ich will nicht heirathen und hernach schauen, ob wir uns auch lieben können, sondern ich will ein Mädchen heirathen, wann wir uns zuerst lieben, und da lassen Sie in Gottes Namen mich aussuchen. — Infamer Starrkopf! sagte sie in komischem Zorn, fand aber doch zuletzt mit Lachen, ich habe nicht so Unrecht.

Außer einer einzigen hingeworfenen Bemerkung meiner Mutter, man werde mir keine Frau auf dem Teller bringen, ward diese Sache nicht mehr erwähnt. Bald nach meiner Antrittspredigt hatte ich einen Traum, der wol für manchen weniger Nüchternen von entschiedener Bedeutung gewesen wäre. Es träumte mir, ich sitze in meinem Kanzelstuhl, da ginge ein wunderschönes Mädchen an mir vorbey durch die Kirche. Unmittelbar darauf schellte ich an einem Hause in unserer Gemeinde an, da öffnete mir das nämliche Mädchen die Hausthüre. Ich hatte das Mädchen, so viel ich mich erinnern konnte, in meinem Leben nie gesehen, erfuhr aber hier im Traume: sie heiße Grithe und sey meine Braut. Als ich am nächsten Sonntag die Abendpredigt gehalten hatte und im Kanzelstuhl die Leute vorbeigehen sah, siehe da ging unter ihnen auch mein Traumbild leibhaftig vorüber; am Montag kam ich in meinen Gemeindebesuchen gerade an das bezeichnete Haus, ich schellte an, und mein Mädchen öffnete mir freundlich die Thüre; ich ward von den Eltern mit Herzlichkeit empfangen und hörte auch in den ersten fünf Minuten, daß sie dem schönen Mädchen Grithe sagten. Das Gespräch kam auf ein neues Journal, von welchem mir der gefällige Papa zwölf Hefte zeigte und sie mir zum Lesen anbot. Prächtig! dachte ich, das gibt Anlaß zu zwölf Besuchen, wo du dann das liebe schöne Mädchen näher magst kennen lernen; ich bat mir also eines aus; der höfliche Papa wollte mir's durchaus schicken,

ich ging nach Hause und siehe — der Esel schickt mir alle zwölf Hefte mit einander. Indessen, so wol mir die schöne Grithe gefiel und so wunderbarlich auch dieser Traum und diese Wirklichkeit sich glichen, so war es doch eben der Traum, was mich abhielt, der Sache Gewicht zu geben; es schien mir ein verdächtiger Handel, mein Schicksal an einen Traum zu knüpfen; ich verwahrte mein Herz vor dem schönen Bilde dergestalt, daß ich, als die zwölf Hefte ausgelesen waren, sie zurücksandte.

Bald darauf fand ich bey einem andern Gemeindsbesuche bey einer Großmama eine gar artige Lisette, von deren guten Eigenschaften mir die Großmama nicht genug rühmen konnte und deren Lob ich auch sonst vielfältig verkünden hörte. An der Wand hing ein schönes Ecce homo! Lisette reichte mir dasselbe, ich bewunderte die schönen sanften Züge des Gesichtes an diesem Bilde; die Großmama sagte mir, Lavater habe das für eines der schönsten Bilder gehalten. Als ich Abends nach Hause kam, lag das Ecce homo schon als Geschenk für mich auf meinem Tische. Diese zarte Aufmerksamkeit that mir gar wol, und die sanfte Lisette machte einen wolthätigen Eindruck auf mein Herz. Aber als ich sie in der Nachbarschaft in drei Häusern, wo ich auch meine Besuche machte, jedesmahl wieder antraf und denken mußte, sie sey wegen mir da, da wick jener Eindruck einer etwas widrigen Empfindung, obgleich sie sich gar nicht hervordrängte, sondern bescheiden, wol gar schüchtern in einer Ecke saß, und ich nachher überzeugt wurde, da ich sie als Frau und Mutter kennen und schätzen lernte, daß sie ungern genug in diese Häuser gegangen sey und es wol nur aus Gehorsam gegen ihre voreilige Großmama that. Das ecce homo ist mir nun zu einem Andenken an eine früh vollendete würdige Mutter geworden.

. . . . Wachend und träumend sah ich, dachte ich, rief ich seit diesen schönen, seligen Tagen [im September auf Lauwilberg, in Brezwil und Reigoldswil], deren Erinnerung in ewig frischem Glanze mich umschwebt, immer nur Bine! und wieder Bine! Ich ging so oft zu Georg Müllers, daß es der

Nachbarschaft auffiel, aber was kümmerte mich das? Konnte ich doch mit dem biedern Georg vom Lauwilberge und mit seiner lustigen Süsle von ihren Schwestern reden. Ich entdeckte mich allen meinen Freunden, sie hatten eine kindliche Freude, besonders Zollikoffer; ich redete mit meinen Eltern, sie hatten gegen Bines Persönlichkeit nichts, aber Eine große und schwere Einwendung, die ihr ganzes Herz erfüllte, nämlich: daß jeder vernünftige Mensch rathe, ich müsse, um sorgenfrey zu leben, eine reiche Frau nehmen! Ich erklärte ihnen meine Ansicht und meine Überzeugung, daß eine Heirath ohne Liebe mir ein sehr sorgen- und kummervolles Leben bereiten würde; daß ich nie meinen Wohlstand einer Frau verdanken wolle, sie müsse nicht mich, ich wolle sie erhalten; ich machte sie endlich darauf aufmerksam, wie ich ja einen Dienst habe, der mir hinlängliches Einkommen gewähre; da ja sie selbst ohne Vermögen und Dienst sich verbunden hätten, und doch ihr Vertrauen auf Gott dergestalt belohnt worden sey, daß sie eine Familie von drey Kindern erhalten konnten, ehe mein Vater, erst sechs Jahre nach seiner Verheirathung, einen Dienst erhalten habe. Da war wenigstens mein Vater entwaffnet, meine Mutter, durch ihre Geheimrätthin ermuthiget, gab die Hoffnung noch nicht auf, mich zu befehren.

Sonntag Abends den 3<sup>ten</sup> September trafen wir auf einem Spaziergang in der lieblichen Allee zu S. Margarethen Georg Müller und seine Süsle an; von dieser erfuhr ich, daß Bine morgen nach Basel komme. Montag Abends, als ich mit Zollikoffer in traulicher Unterredung über die Schanzen spazierte, wunderte er sich gar sehr, daß ich ihn auch noch zwischen den finstern Ringmauern vom Aeschen- zum S. Albanthor führte; aber da sollte sie ja hereinkommen, und ich war ja zufrieden, wenn ich nur ihren Wagen sehen konnte, sah ihn aber nicht. Tags darauf gab ich mir in der Steinenvorstadt [beim Spezierer Georg Müller] ein überflüssiges Geschäft, ich begegnete Lone unterwegs, sie lächelte, ich ward roth, hatte aber nicht den Muth, sie anzureden. Süsle stand

im Laden und hieß mich hereintreten; ihre Mama und Schwestern kämen auch. Ich gehorchte gern, ich hatte es ja darauf angelegt. Da kamen sie, aber mit ihnen Frau Heß, des Brezweiler Pfarrers Schwester, ich ärgerte mich über sie und wollte gehen, mußte aber bleiben, bald ging Frau Heß, und nun begannen die fröhlichen Reminiscenzen an den Lauwilberg; Bines Blicke sagten mir abermals viel. Von da an ging ich, um das Gerede des Publikums unbekümmert, alle Tage zu Müllers, Nachts kamen sie mit Bine auf die Pfalz, ich führte das Gespräch auf alle möglichen Gegenstände und freute mich ihres anständigen Urtheils und ihres frommen Sinnes, besonders wohl that mir, wie sie mit unsern alten Dichtern, Haller und Gellert bekannt, ja vertraut war . . .

1809. Sept. 18. Mit Bine in Chrißhona. Erstes Geständniß des Überwundenen. Es war gestern unter den Frauenzimmern ein Spaziergang nach Chrißhona abgeredet worden, wo man an einem Picknick sich erquicken wollte. Ich wollte und konnte nun nicht mehr länger zuwarten, schrieb diesen Morgen ein Briefchen, gestand ihr meine Liebe, und daß ich auch an die ihrige fest glaube, daß aber, falls ich mich darin täuschen sollte, sie das wunderbarlichste und unbegreiflichste Mädchen von der Welt sey, und schloß auf diesen beynahe unmöglichen Fall mit dem Bossischen Verse:

Mehr beseligt's, ungeliebt zu lieben,

Als geliebt kein Liebender zu seyn.

Ich war entschlossen, ihr heute dieses Brieflein zu geben, Zollikoffer war von allem unterrichtet. Auf 12 Uhr, als ich zu Tische saß, kamen Süsle, Bine und noch einige Freundinnen meiner Schwester Helene, diese abzuholen. Die muthwillige Frau Süsle neckte mich, daß ich wider Willen Rüben esse, meine Eltern machten, da sie sahen, auf welch freundschaftlichem Fuße wir bereits standen, ein sauer süßes Gesicht, Bine war verlegen. Endlich brach man auf; meine Eltern meinten, da es doch Mittags um 12 Uhr sey, wo die Sonne mitten am hohen Himmel stehe, so wolle sich's nicht schicken, daß ich die

Frauenzimmer durch die ganze Stadt begleite. Sie gingen also voraus ans Thor; die alte Berena trug das Essen; in einer Viertelstunde, während welcher meine Mutter nur seufzte, aber nichts sprach, ging ich ihnen nach, sie warteten mir vor dem Riehenthor, ich führte Bine bis nach Chrischona, wir hatten fast immer die Hände in einander. Nun waren wir droben, ich führte Bine, während die andern draußen etwas besahen, in die alte verfallene Kirche hinein; da standen wir nun sprachlos allein zwischen Holz und Rebwellen. Nun muß es seyn! den Moment ergriffen! rief's in mir. Ich zog mein Brieflein aus der Tasche. „Nehmen Sie mir wol diesen Brief ab?“ — Ja freylich — sagte sie mit rührender Freundlichkeit und steckte ihn hastig ein. „Nhden Sie wol seinen Inhalt?“ — Ja — sie sah zur Erde nieder. „Und Ihre Antwort?: Hocherrötend, ohne aufzuschauen, antwortete sie: Die errathen Sie auch. Ich wußte nicht mehr, was ich that, und faßte ihre Hand. Da standen wir. „Kommen Sie auf jene Treppe, die Aussicht dort oben muß schön seyn.“ Ich führte sie hinauf, wir sahen nichts; wieder hinunter. Da standen wir abermals. „O Bine!“ Ich breitete meine Arme aus, sie sank hinein, auf unsern Lippen brannten die selig entzückenden Küsse der ersten schönen, glücklichen Liebe, alles schwand um mich, nur sie nicht; siehe, da schwand auch mein Hut und fiel in der seligen, stürmischen Umarmung auf den Boden, draußen hörten wir Fußtritte; und eben als ich meinen Hut aufhob, traten die andern in das Kirchlein, und das arme glühende Mädchen wußte sich nicht zu helfen, meine Lage hingegen, auf dem Boden nach dem Hute greifend, war gerade die umgekehrte von jenen Pharisäern im Tempel, deren Verlegenheit im Hinausgehen der Liebevollen durch sein Niederbücken gemildert hatte; so entging hiegegen die meine durch mein Niederbücken den Hereintretenden. Da ward also nun unser Pickenid zu einem wahren Liebesmahle; ich gab mir wenig Mühe, mich zu verstellen, und wer es nicht gemerkt hätte, daß wir uns lieben, für dessen Scharfsinn hätte ich nicht

viel gewettet. Endlich jauchzte jemand den Weg hinauf, ich war versichert, das sey Zollikoffer, ging ihm entgegen und erzählte ihm; er freute sich herzlich, wir waren alle überaus vergnügt. Im Heimgehen führte ich Bine, Zollikoffer führte Süsle und redete mit ihr darüber in apokryphischen Ausdrücken, die andern waren voraus. Da nahm ich Süsle bei der Schulter von hinten und sagte: Guten Abend, Schwester! Sie schaute um, und eine Freudenthräne glänzte in ihren Augen. So kamen wir in die Steinvorstadt; Georg Müller stand im Laden. „Guten Abend, Schwager!“ riefen ihm Zollikoffer und ich mit einander zu. Was? schrie er, und lief hinauf, Matthäus zu holen; wir mußten aber eilen, heim zu kommen; denn es war zu spät.

Schon das Späterkommen war nach alter Gewohnheit meinen Eltern gar nicht recht. Nun aber gab es noch eine Scene eigner Art, eine letzte, ich möchte fast sagen, verzweifelnde Demonstration. Während wir in Chrißona waren, war eine alte Freundin meiner Mutter in unserm Hause gewesen, ihr für den Herrn Sohn Namens eines hiesigen Hauses einen vortheilhaften Heirathskauf anzutragen und zugleich, um der Sache mehr Gewicht zu geben, einen Status des reichen Vermögens vorzulegen. Zwar fand sich eine Schwierigkeit darin, daß die Jungfr. supposita Braut sowie ihre ganze Familie eine Herrnhuterin war, es war aber in Glauben hinzugesetzt: das werde sich schon geben, und in der That hatte ich seit einigen Monathen immerfort sogenannte freundschaftliche Besuche von Herrnhutern, die an meiner Bekehrung arbeiten wollten. Also mit diesem Antrage rückte jetzt meine Mutter heraus, als wir am Nachessen saßen, und suchte mit möglichster Beredsamkeit mir die großen Vortheile einer solchen Parthie auseinandersetzen, freulich etwas kleinlaut; denn die alte Verena hatte schon gebeicht, es wolle sie fast dünken, als ob der Hr. Pfarrer und die Jungfr. Bachofen einander lieb hätten. Ich erzählte als Antwort auf den geschenehen Antrag, daß ich diesen Abend Bine meine Liebe gestanden hätte und der ihrigen versichert worden sey, und schloß meine Ant-

wort damit, daß ich fest und bescheiden erklärte, mein Wort brechen werde ich nicht, würden mir meine Eltern ihren Segen versagen, so werde ich ohne Elternsegens Vine nicht heirathen, aber dann gewiß auch keine andere, das aber erwarte ich nicht, sondern bitte sie kindlich um ihren Segen zu meiner Verbindung mit Vine. „Und den sollst du haben“ antwortete mein Vater in Thränen ausbrechend und reichte mir mit reichen Segenswünschen seine Hand, hinzusetzend: so habe ich's ja auch gemacht, und meine Mutter folgte ihm nach.

1809. Sept. 21. Verlobung mit Vine. Mein Vater hatte gewünscht, daß ich meine Verlobung auf drei Tage verschiebe, weil am 21<sup>ten</sup> gerade sein Geburtstag war, und diesem schönen Wunsche gab ich gern nach. Wir sahen einander also am 19<sup>ten</sup>, wie gewöhnlich, erst Nachts auf der Pfalz, und da ein Gewitter ausbrach, flüchteten wir uns zu Zolkloffers, wo sich auch Segiser einfand, der die Bemerkung machte: diese zwey müssen sich näher kennen. Am 21<sup>ten</sup> also des Morgens begab sich mein Vater in Vines Haus, um nach hergebrachter Form bey ihrer Mutter und Matthäus als ihrem Vogt um ihre Hand für mich anzuhalten. Er kam sehr vergnügt und voll Genugthuung zurück. Die ganze Familie kam nach dem Nachtessen zu uns, und nachdem die Herzen schon gewechselt waren, wurden nun auch die Ringe gewechselt. Wir waren so herzlich bey einander und nahmen alsobald alle gegen einander das freundliche Du an, es fehlte nur Lene, die noch auf dem Lauwilberge war.

1809. Okt. 25. Letzter Tag im väterlichen Hause. Ich lasse darüber mein Tagebuch sprechen:

„Ein wehmüthiger Abend! Thut doch jeder Abschied wehe! Ich habe Abschied von meinem lieben Stübchen genommen — ich stand noch am Fenster gegen dem Rheine und schaute hinaus. Zum letzten Mahle! fiel doch dieser Gedanke so schwer auf mein Herz — zum letzten Mahle! habe so manche frohe Stunde hier verlebt, so manche durchseufzt! so manchen schönen Traum hier genährt, so manchen aufgegeben — so

manchen Plan entworfen, so manches Bild umfassen, bin so oft hier gesessen und habe den Rauch aus meiner Pfeife geblasen — o lebe wol, du liebliches Stübchen! Lebe wol, Vaterhaus! Es thut mir wehe, von dir zu scheiden; es war mir so wol in deinen Mauern, wie dem Kinde auf der Mutter Schooß. Ich muß hinaus, muß hinaus, wäre sonst gern geblieben! Lebe wol, Gottes Segen über dir! Gottes Segen über deinen lieben Bewohnern, meinen treuen Eltern, meinem redlichen Freunde und der ehrlichen alten Freundin, unsrer Magd! Lebe wol! — Ich stand noch einmal am Fenster und schaute hinaus — das erste Viertel des Mondes erleuchtete ganz matt die Gegend, ich schaute wieder herein. Eine Thräne bebt in meinem Auge. — Lebe wol!“

